



*Anita Haviv-Horiner*

# Solidarität heißt Handeln

Die israelische Zivilgesellschaft  
nach dem Massaker vom 7. Oktober 2023

Anita Haviv-Horiner  
Solidarität heißt Handeln

Schriftenreihe Band 11149

Anita Haviv-Horiner

# Solidarität heißt Handeln

Die israelische Zivilgesellschaft  
nach dem Massaker vom 7. Oktober 2023

Anita Haviv-Horiner, 1960 in Wien als Tochter von Holocaustüberlebenden geboren, wanderte 1979 nach Israel ein. Sie studierte Literaturwissenschaft an der Universität Tel Aviv und absolvierte Ausbildungen zur Gruppenmoderatorin, Museumspädagogin und Mediatorin. Die Bildungsexpertin fokussiert in ihrer Arbeit auf unterschiedliche Facetten des deutsch-israelischen Dialogs, u.a. Antisemitismus, Gedenkkultur, die Perzeption Israels und die Rolle von Lebensgeschichten. Sie ist Leiterin der 1994 von ihr gegründeten Agentur Israel Encounter Programs, welche die Programme der Israel-Studienreisen der Bundeszentrale für politische Bildung mitgestaltet und organisiert. Homepage: [www.anitahaviv.com](http://www.anitahaviv.com)

Dieses Buch enthält Darstellungen von Gewaltakten und sexualisierten Gewalttaten, wie sie sich am 7. Oktober 2023 ereignet haben.

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autorin und der Autor die Verantwortung. Beachten Sie bitte auch unser weiteres Print- sowie unser Online- und Veranstaltungsangebot. Dort finden sich weiterführende, ergänzende wie kontroverse Standpunkte zum Thema dieser Publikation.

Die Inhalte der zitierten Internetlinks unterliegen der Verantwortung der jeweiligen Anbieter. Für eventuelle Schäden und Forderungen können die Bundeszentrale für politische Bildung sowie die Autorin und der Autor keine Haftung übernehmen.

Bonn 2024

© Bundeszentrale für politische Bildung

Bundeskanzlerplatz 2, 53113 Bonn

Projektleitung und Redaktion bpb: Dr. Hans-Georg Golz, Timo Jäckel, Viktoria Peter  
Lektorat: Wladimir Struminski, Hod Hasharon

Umschlaggestaltung: Michael Rechl, Kassel

Umschlagmotiv: © Gilad Fried, Studio GLD, 2024

Satzherstellung und Layout: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

Druck: Druck- und Verlagshaus Zarbock GmbH & Co. KG, Frankfurt am Main

ISBN 978-3-7425-1149-2

[www.bpb.de](http://www.bpb.de)

# Inhalt

Anita Haviv-Horiner

<b>Solidarität heißt Handeln</b> .....	7
Die israelische Zivilgesellschaft nach dem Massaker vom 7. Oktober 2023	

Wladimir Struminski

<b>Der Tag, der nicht enden will</b> .....	23
Auswirkungen des 7. Oktober auf die israelische Gesellschaft und Wirtschaft	

## Die Interviews

Yaniv Hegyi

<b>„Handeln und Solidarität helfen uns, das Trauma zu überwinden“</b> .....	41
---	----

Yael Cyment

<b>„Als Israelin erfüllt es mich mit Freude und Stolz, dass die Zivilgesellschaft sich von ihrer besten Seite gezeigt hat“</b> .....	53
--	----

Dana Arieli

<b>„Wenn die Kanonen donnern, dürfen die Musen nicht schweigen“</b> .....	61
---	----

Dita Kohl-Roman

<b>„Diese Initiative wurde mir von der Realität aufgezwungen“</b> .....	71
---	----

Nabila Espanioly

<b>„Als palästinensische Staatsbürgerin Israels habe ich nicht das Privileg, verzweifelt zu sein“</b> .....	79
---	----

Nir Peretz

<b>„Ich wollte die Freude in ihren Gesichtern sehen“</b> .....	87
--	----

Sasha Mizheritsky

<b>„Ich weiß, dass es wichtig war“</b> .....	95
--	----

Moran Bar	
„Es ist wichtig, sich nicht in das Projekt zu verlieben“ .....	103
Israel Almasi	
„Das übergreifende Ziel war es, die Resilienz der Nation zu stärken“ .....	113
Chana Irom	
„Gutes verbindet sich mit Gutem“ .....	123
Alexander Dergay	
„Du bist ein Freiwilliger aus Deutschland? Hast du keine Angst?“ .....	133
Avishag Avinoam	
„Der heutige Mainstream-Feminismus hat keinen Platz für Israelinnen“ .....	141
Orly Soker	
„Wir werden noch sehr lange in einer Notsituation sein. Die Arbeit hat erst begonnen“ .....	151
Terry Newman	
„Viele der Instrumente, die Regierungen zur Verfügung stehen, sind heute auch Organisationen der Zivilgesellschaft zugänglich“ .....	159
Jamal Alkirnawi	
„Unsere Therapierenden wurden auch zu Fallmanagern für die beduinischen Familien“ .....	169
Avner Stepak	
„Tue Gutes, du wirst es mit Zinsen zurückbekommen“ .....	177
Shira Yashpe	
„Tiere aus der Kriegszone zu retten ist das Authentischste, was ich je in meinem Leben getan habe“ .....	185
Glossar .....	195
Weiterführende Literatur .....	199

Anita Haviv-Horiner

# Solidarität heißt Handeln

Die israelische Zivilgesellschaft nach dem Massaker vom 7. Oktober 2023

## 1. Das Massaker der Hamas vom 7. Oktober 2023 – persönliche Gedanken

Am Anfang steht die persönliche Erfahrung – auch und gerade für dieses Buch.

Am 7. Oktober 2023 saß ich frühmorgens mit meiner Tochter gemütlich zu Hause beim Frühstück. Danach plante ich, zum Strand zu gehen. Plötzlich erhielten wir auf unseren Mobiltelefonen eine Flut von Nachrichten. In vielen Teilen des Landes ertönte Raketenalarm.

Als Israelinnen sind wir unvorhergesehene Ereignisse wie Terroranschläge und kriegsrische Auseinandersetzungen gewohnt. Dementsprechend schnell reagierten wir und checkten die Medien. Überall wurde berichtet, dass Terroristen in die Grenzregion zum Gazastreifen eingedrungen waren. Allmählich wurde das Bild klarer: Es handelte sich um ein Massaker von ungeahnter Dimension. Die palästinensischen Angreifer richteten ein unbeschreibliches Blutbad an, das binnen Stunden mehr als 1 200 Menschen ihr Leben kostete. Die Terroristen wandten dabei brutale Foltermethoden an, verbunden mit sexualisierter Gewalt. Sie plünderten und zerstörten die Häuser ihrer Opfer.

Inzwischen wissen wir, dass es sich um das größte Verbrechen am jüdischen Volk seit dem > Holocaust gehandelt hat. Der 7. Oktober 2023 ist daher als der „Schwarze Schabbat“ in die Geschichte Israels eingegangen.

Der 7. Oktober stellt für die Menschen in Israel auch deshalb eine Katastrophe dar, weil viele Annahmen, auf denen unsere Existenz beruht, zutiefst erschüttert worden sind: dass wir uns selbst verteidigen können, dass die Armee



die Zivilbevölkerung immer schützt, dass wir einen verantwortungsvollen Staat haben. Diese Versprechen des Zionismus wurden an diesem schrecklichen Tag und auch seitdem sehr oft nicht eingehalten.

Der israelische Schriftsteller David Grossman hat es folgendermaßen formuliert: „In uns steigt eine schmerzhaft Erkenntnis auf: Die tiefe Verzweiflung, die die meisten Israelis nach dem Massaker erleben, rührt vielleicht daher, dass wir in die jüdische Existenz zurückgeworfen wurden, in die Existenz eines schutzlos verfolgten Volkes. Eines Volkes, das trotz seiner gewaltigen Errungenschaften auf so vielen Gebieten im Kern seines Wesens noch immer ein Volk von Davongekommenen ist, dem die Möglichkeit, aus seinem Zuhause vertrieben zu werden, auch nach 76 Jahren staatlicher Souveränität noch immer eingeprägt ist.“<sup>1</sup>

Das Massaker selbst und die darauffolgenden Erschütterungen deprimierten mich zutiefst. Es war freilich nicht nur meine individuelle Depression. Vielmehr hatte sich eine unbeschreibliche Trauer kollektiv vieler Menschen in Israel bemächtigt.

In diesen dunklen Stunden suchte ich nach Hoffnung. Sie zeigte sich auf eine Art und Weise, die mich zwar überwältigte, mich aber nicht wirklich überraschte. Denn je mehr die staatlichen Institutionen unmittelbar nach den Ereignissen versagten, desto aktiver wurde die Zivilgesellschaft.

Mir selbst war zivilgesellschaftliches Engagement nicht fremd. Im Jahr 2023 nahm ich zum Beispiel Woche für Woche an Demonstrationen gegen die Regierung Benjamin Netanjahus teil, die die israelische Demokratie aus Sicht vieler Israelinnen und Israelis durch einen als ▶ Justizreform getarnten Putsch aushöhlen wollte. Doch was ab dem 7. Oktober im ganzen Land ehrenamtlich passierte, war einzigartig, nicht nur in der Geschichte Israels, sondern weltweit. Diese Beobachtung gab mir den Impuls für dieses Buch.

Der Sänger David Broza brachte es in einem Fernsehinterview auf den Punkt: „Man kann nicht in einem Land leben und erwarten, dass die Dinge einfach passieren. Der Regierung habe ich viel vorzuwerfen und das tue ich auch. Aber ich warte nicht auf sie. Daher bin ich am 7. Oktober sofort losgefahren. Bis zum Ende dieser ersten Woche gab ich 40 Konzerte für Soldaten und aus ihren Häusern evakuierte Menschen.“

Diese Einstellung kennzeichnete nicht nur den Künstler, sondern sie beflügelte unzählige Israelinnen und Israelis. So entstand innerhalb kürzester Zeit eine Vielfalt an Projekten, die allesamt darauf ausgerichtet waren, Menschen in Not zu helfen. Je mehr ich diese anpackende Solidarität beobachtete, desto

klarer wurde mir, wo es einen Lichtblick in dieser furchtbaren Realität gab. Der Gedanke, dass diese einzigartige Leistung so vieler Einzelpersonen und Gruppen festgehalten werden müsse, festigte sich in mir.

## 2. Ziele und Struktur des Buches

### 2.1. Ziele

Wie auch meine vorhergehenden Publikationen versteht sich „Solidarität heißt Handeln. Die israelische Zivilgesellschaft nach dem Massaker vom 7. Oktober 2023“ als Instrument der politischen Bildung im deutsch-israelischen Dialog.

Der didaktische Einsatz von Lebensgeschichten ist ein roter Faden, der sich durch alle meine Bücher zieht. Auch in diesem Buch ist es mein Ziel, das Leitthema mit der Lebensgeschichte der Interviewten zu verknüpfen. Denn die persönliche Erfahrung und die Biografie jeder Person erklären viele ihrer Handlungen. Sie vermitteln den Lesenden Einsichten, die ihnen neue Perspektiven eröffnen, sie emotional ansprechen und ihre Empathiefähigkeit verstärken. Dieser Prozess scheint mir eine wichtige Lernerfahrung zu sein.

Ich muss gestehen, dass mich der Hass, der sich seit dem 7. Oktober in der Welt und auch in Deutschland auf Israel entladen hat, trotz meiner langjährigen Erfahrung in der Bekämpfung des Antisemitismus und trotz schwieriger Erfahrungen in diesem Kontext schockiert. Er fokussiert nicht nur auf Israel, sondern auf jüdische Menschen im Allgemeinen. Und er ist nicht nur lauter, aggressiver, sondern auch wesentlich gewaltbereiter und offen eliminatorischer geworden. In einer Rede im österreichischen Parlament stellte die Antisemitismus-Expertin Monika Schwarz-Friesel fest: „Überraschend kamen die Empathieverweigerung und die Hasseruption keineswegs. Der Boden war seit Jahren gelegt. Ähnliches erlebten wir schon anlässlich der Gaza-Krise 2014 als auf den Straßen Europas ‚Hamas, Hamas, Juden ins Gas‘ gegrölt wurde.“

Doch diesmal spielt sich das unverhohlenen juden- und israelfeindliche Spektakel nicht nur auf der Straße ab, es ist in die Mitte der Gesellschaft gerückt. Der omnipräsente Slogan „From the River to the Sea“, der Israels Vernichtung fordert, gehört heute auch an so mancher Universität sowie in der Kultur- und Kunstszene zum guten Ton. Die Nobelpreisträgerin für Literatur Herta Müller wertet diesen Hass als einen Erfolg der Terrororganisation Hamas: „Ich habe den Eindruck, die Strategie der Hamas und ihrer Unterstützer möchte, dass alles Israelische und damit auch alles Jüdische der Welt unerträglich gemacht wird.

Die Hamas will den Antisemitismus als bleibende globale Grundstimmung erhalten.“<sup>2</sup>

Dieses Buch vermittelt Einblicke in die Vielfalt und Komplexität der in Deutschland oft mit negativen Stereotypen besetzten israelischen Gesellschaft. Es ist als ein Instrument der politischen Bildung konzipiert. Die Publikation soll insbesondere dem gegen Israel gerichteten Antisemitismus neue, wenig bekannte Tatsachen entgegensetzen. Dabei geht es mir keineswegs darum, Kritik am Staat Israel abzublocken. Die Probleme der israelischen Gesellschaft, die Fragilität der Demokratie, die gegenwärtige rechtsgerichtete und von vielen als unverantwortlich wahrgenommene Regierungspolitik sowie das Versagen der staatlichen Institutionen am 7. Oktober werden klar benannt. Sie bilden sogar den Hintergrund des Buches. Rassismus, soziales Gefälle und Marginalisierung spezifischer Bevölkerungsgruppen sind Themen, die in mehreren Interviews explizit angesprochen werden.

All diese Faktoren erklären auch die Notwendigkeit für die Selbstmobilisierung der Zivilgesellschaft. Mein Anliegen ist es, im Ausland wenig bekannte Aspekte der israelischen Gesellschaft aufzuzeigen, die Werte widerspiegeln, die erstens aus der jüdischen Tradition kommen und zweitens einen integralen Teil der israelischen Gesellschaft darstellen. Mehrere Befragte beziehen sich explizit auf diese Verbindung. Moran Bar stellt zum Beispiel fest: „Die jüdische Geschichte hat mich in dieser schwierigen Zeit oft inspiriert. Das jüdische Volk hat es immer verstanden, selbst in schrecklichsten Notfallsituationen Strukturen zu schaffen, um die Realität zu verbessern. Konkret denke ich dabei sehr oft an das Warschauer Ghetto während der Schoah. Selbst in jener furchtbaren Situation wurden dort Schulen, eine Jugendbewegung und ein Waisenhaus geschaffen.“

## 2.2. Zur Struktur der Publikation

Das Buch beruht auf 17 Interviews, die gezielt Projekte und Initiativen aus folgenden Bereichen vorstellen: Versorgung mit Gütern des Grundbedarfs, Betreuung der Evakuierten, therapeutische Hilfe, Unterstützung in der Landwirtschaft, Kultur, der Kampf der Familien um die Freilassung der Entführten, Gedenkarbeit und Tierschutz. Die Gespräche verleihen authentischen und unterschiedlichen Stimmen Ausdruck. Es wurde auch ein in Deutschland lebender Jude in das Tableau der Gespräche aufgenommen. Das Interview mit ihm steht für die Beziehungen zwischen dem Staat Israel und der jüdischen Diaspora – auch und gerade – in dieser katastrophalen Lage. In den Worten von Alexander Dergay: „Als

jemand, der in Deutschland aufgewachsen ist, und dessen Vorfahren in der Roten Armee gegen die Nationalsozialisten gekämpft haben, möchte ich jetzt Flagge zeigen. Das bedeutet konkret, in Israel zu sein, und sei es nur für kurze Zeit.“

Anders als ich es aus früheren Interviewprojekten kenne, waren die Gespräche durch eine Atemlosigkeit der Erzählungen charakterisiert. Das ist verständlich, denn zum Zeitpunkt der Interviews steckten die Befragten mitten in den Ereignissen, von denen sie berichteten. Das Massaker vom 7. Oktober war bei allen 17 Gesprächspartnerinnen und -partnern auch Monate nach den Ereignissen omnipräsent. Deshalb hatten sie auch keinen Abstand zu den Inhalten ihrer Erzählungen. Sie sprechen darüber, während der Schwarze Schabbat auch Monate später noch ihr (Er)leben prägt.

Die Gespräche werden durch einen Artikel von Wladimir Struminski ergänzt. Sein Beitrag greift die Ereignisse am 7. Oktober 2023 auf und kontextualisiert ihre Bedeutung für die israelische Gesellschaft. Um das Thema des Buches zu veranschaulichen, wurden Fotos in die Publikation aufgenommen, welche von den Interviewten zur Verfügung gestellt wurden.

Die Protagonistinnen und Protagonisten dieses Buches sehe ich persönlich als Vorbilder an, die Israel angesichts des massiven staatlichen Versagens am 7. Oktober und auch danach – zusammen mit vielen anderen Israelinnen und Israelis – vor noch Schlimmerem bewahrt haben. Diese Menschen spiegeln das ganze Spektrum der Gesellschaft in ihrer Zerrissenheit und Streitfreudigkeit wider. Die erste Unterhaltung wurde an den Anfang gestellt, weil der Befragte das Massaker persönlich miterlebt hat und es eindrücklich beschreibt. Alle anderen werden in chronologischer Reihenfolge aufgelistet.

Folgende Personen wurden interviewt:

- Yaniv Hegyi, ein Überlebender aus Kibbutz Be'eri, der ein digitales Gedenkprojekt an die Opfer des 7. Oktober ins Leben gerufen hat
- Yael Cyment, eine Akupunkteurin, die Überlebende des Nova-Festivals bei der Traumabewältigung unterstützt
- Dana Arieli, eine Professorin, die sich durch eine Fotodokumentation mit der Region des Geschehens auseinandersetzt
- Dita Kohl-Roman, eine Verlagsleiterin, die sich für die Freilassung der Geiseln aus der Hamas-Gefangenschaft einsetzt
- Nabila Espanioly, eine Pädagogin, die Hilfe für traumatisierte Kinder aus benachteiligten arabischen Bevölkerungsgruppen organisiert
- Nir Peretz, Inhaber einer Cateringfirma, der Soldatinnen und Soldaten mit Mahlzeiten versorgt

- Sasha Mizheritsky, Mitarbeiter einer NGO, der eine Betreuung von russischsprachigen Seniorinnen und Senioren in der Kriegszone organisiert
- Moran Bar, Leiterin einer Jugendbewegung, die pädagogische Betreuung von aus ihren Wohnorten evakuierten Kindern organisiert
- Israel Almasi, Leiter einer auf ehrenamtliche logistische Hilfe spezialisierten Organisation, die ihre Aktivitäten auf Hilfeleistung für vom 7. Oktober betroffene Menschen umstellte
- Chana Irom, eine Pädagogin, die eine Initiative zur Unterstützung von Familienangehörigen von Soldaten gründete
- Alexander Dergay, ein Politikberater, der kurzzeitige Hilfe in der Landwirtschaft und bei der Betreuung von Holocaustüberlebenden geleistet hat
- Avishag Avinoam, eine Medienberaterin, die die digitale Kampagne „Don't Let Hamas Rape #MeToo“ ins Leben gerufen hat
- Orly Soker, pensionierte Hochschuldozentin und Gründerin einer Nichtregierungsorganisation namens „Masa Ischi“ / „Personal Journey“, die Menschen aus der Region der Ereignisse am 7. Oktober eine Plattform gibt, auf der sie ihre persönliche Geschichte teilen können
- Terry Newman, Mitbegründer der Protest- und Hilfsorganisation „Brothers and Sisters for Israel“
- Jamal Alkirnawi, ein Sozialarbeiter, der eine mobile Notzentrale zur Unterstützung von Familien aus der beduinischen Bevölkerung im westlichen Negev leitet
- Avner Stepak, ein Investmentmanager, der sich auf Hilfe für die Landwirtschaft, Evakuierung von Menschen aus der Kriegszone und finanzielle Unterstützung für Kleinunternehmen konzentriert hat
- Shira Yashpe, eine Tierärztin, die eine Initiative zur Rettung verletzter und verlassener Haustiere aus der Kampfzone ins Leben gerufen und geleitet hat

Viele Interviewgebende, wenn auch nicht alle, hatten sich auch zuvor bereits ehrenamtlich engagiert. Einige hatten sich in der Vergangenheit auf die Förderung junger Menschen fokussiert, andere hatten ihren diesbezüglichen Weg mit der Versorgung hilfsbedürftiger älterer Menschen oder mit Tierschutz begonnen.

Gemeinsam ist allen Befragten, dass sie für Menschen in Not ihre Komfortzonen bereitwillig verlassen haben. Sie haben für ihr Engagement Opfer gebracht, sei es finanzielle Einbußen, Zeitaufwand oder Trennung von der Familie.

Auf die Frage, welchen Gewinn sie aus ihrem Aktivismus gezogen hätten, antworten die meisten Befragten, dass sie dadurch vor einer Depression bewahrt worden seien. Solidarisches Handeln habe ihnen das Gefühl vermittelt – auch und gerade – in dieser Katastrophe selbstbestimmt handeln zu können. Es habe sie nach der Konfrontation mit dem Tod wieder mit dem Leben und den eigenen Handlungsmöglichkeiten verbunden.

Alle Interviews wurden in der Du-Form geführt. Das liegt daran, dass im Hebräischen, wie auch im Englischen, nicht gesiezt wird. Es ist auch ein Ausdruck der im Vergleich zu deutschsprachigen Ländern sehr unmittelbaren – und gerade bei dem Thema Solidarität – besonders wertvollen Kommunikation, die sich über soziale Grenzen und Formalitäten hinwegsetzt.

### **3. Anmerkungen zu den in den Interviews beschriebenen zivilgesellschaftlichen Projekten und Initiativen**

Dieses Buch handelt von der Reaktion der israelischen Zivilgesellschaft auf eine große Tragödie: das Massaker, das Hamas-Terroristen am 7. Oktober 2023 in der israelischen Region verübt haben, die an den Gazastreifen grenzt. In der Publikation werden 17 Initiativen vorgestellt, mit denen Israelinnen und Israelis Überlebenden des Massakers, Evakuierten, überforderten Familien von einberufenen Reservistinnen und Reservisten sowie anderen Betroffenen geholfen haben.

Diese Initiativen waren zum Teil höchst unterschiedlicher Natur. Ihre Spannweite reicht von Therapie über Engagement in sozialen Medien, um schwer traumatisierten Menschen eine Stimme zu geben, bis hin zu ganz alltäglicher Hilfe wie Kinderbetreuung in Auffangunterkünften für Binnenflüchtlinge oder Kochen und Putzen für Menschen, die nach dem unvorstellbaren Schock dazu selbst nicht imstande waren.

Manche Initiativen wurden von Organisationen ins Leben gerufen, andere von Einzelpersonen oder von Gruppen wie im Fall der Familie Roman, die um die Freilassung ihrer von der Hamas festgehaltenen Angehörigen kämpft.

Die Auswahl der Projekte für die Publikation war nicht leicht. Fast täglich entdeckte ich neue bewundernswerte Initiativen. Ausschlaggebend für die Auswahl waren letztendlich folgende Kriterien: der Arbeitsschwerpunkt, die Ziele, die Zielgruppen sowie die Verortung der Initiativen in der israelischen Gesellschaft. Das Spektrum reicht von erfahrenen Organisationen wie der Jugendorganisation ▶ „Ha-Schomer Ha-Tzair“ bis zu persönlichen Initiativen wie der

des Küchenchefs Nir Peretz, der innerhalb weniger Tage sein ganzes Dorf zum Bekochen von Soldatinnen und Soldaten mobilisierte.

Die Interviewten haben zwar sehr unterschiedliche Lebensentwürfe, doch wollten mehrere durch ihr Engagement Zusammenhalt in der israelischen Bevölkerung schaffen. Der streng religiöse Israel Almasi erklärt in seinem Interview: „Es ist unser Ziel, allen 9,9 Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern Israels zur Verfügung zu stehen.“

Terry Newman, einer der Gründer der politisch im linken und säkularen Teil des politischen Spektrums verorteten Nichtregierungsorganisation „Brothers and Sisters for Israel“, äußert sich auf sehr ähnliche Weise. „Als Organisation beschäftigten uns die Fragen: Wie können wir Israel wieder im Sinne des Propheten Jesaja zu einem Licht für die Völker machen? Wie können wir die israelische Gesellschaft wieder zusammenführen?“

Die Konfliktlinie zwischen der arabischen und der jüdischen Bevölkerung Israels wird von Nabila Espanioly thematisiert: „Auch meine Wut über die Ungerechtigkeit, die der palästinensischen Bevölkerung in Israel und in den besetzten Gebieten widerfährt, ist eine wichtige Ressource. Wut kann Menschen zerstören, doch sie kann auch in konstruktives Handeln umgeleitet werden.“

Die direkten Auslöser für diese Sehnsucht nach Zusammenhalt in der konfliktuellen gesellschaftlichen Realität Israels sind das Massaker vom 7. Oktober 2023, der darauffolgende Krieg gegen die Terrororganisationen Hamas und > Hisbollah sowie, bei vielen Befragten, die gegen Israel gerichtete antisemitische Feindlichkeit im Ausland.

Gedenkarbeit ist ein wichtiger Ansatz für mehrere der Befragten. Dana Arieli, die die Geschichte des westlichen > Negev fotografisch in einem Buch dokumentiert, sagt: „Es [ist] ein kollektives Gedenkalbum, das in Zukunft als visuelle Referenz dienen soll.“

Yaniv Hegyi, dem Gründer des digitalen Gedenkprojektes „710 Memorial“, geht es explizit darum, das Gedenken an die Opfer vom 7. Oktober zu bewahren. „Ihre Enkelkinder werden wissen, was geschehen ist. Mir zum Beispiel bedeutet das sehr viel, denn ich weiß nicht, was meinen Großeltern im > Holocaust widerfahren ist. [...] Deshalb möchte ich heute dokumentieren, was mit uns passiert ist.“

Aufgrund des akuten Handlungsbedarfs waren alle Interviewten gezwungen, schnell – und anfangs ohne einen längerfristigen Plan – zu reagieren. Pragmatismus war und ist das ungeschriebene Motto aller Befragten. Doch unterscheidet sich die zeitliche Zielsetzung der Projekte und Initiativen. Einige,

insbesondere die logistisch orientierten, konzentrieren sich auf das Hier und Jetzt. In diesem Sinne haben mehrere Befragte nach drei Monaten ihr Projekt an neue Realitäten adaptiert.

Mehrere Befragte haben ihre spontan entstandenen Initiativen in eingetragene Vereine umgewandelt, um die Nachhaltigkeit ihrer Arbeit sicherzustellen. Die Zukunft definieren mehrere explizit als eine ihrer Prioritäten, zum Beispiel der Leiter der mobilen Notzentrale für die beduinische Bevölkerung Jamal Al-kirnawi: „Die Solidarität zwischen jüdischen und arabischen Menschen möchte ich für die Zukunft mitnehmen. Die Situation hat uns allen gezeigt, dass wir im selben Boot sitzen.“

Avishag Avinoam, die Gründerin der digitalen Kampagne „Don't Let Hamas Rape #MeToo“ hat sich ein sehr großes Ziel gesetzt: Sie möchte den Mainstream-Feminismus ändern: „Ich glaube, dass über die Definition von Feminismus und Gendergerechtigkeit neu diskutiert werden muss. Es ist mein Eindruck, dass der heutige feministische Diskurs stärker auf Klimawandel und Postkolonialismus fokussiert als auf Frauenrechte.“

Nachhaltigkeit kann nur dann bewirkt werden, wenn das Engagement in den Alltag vieler Menschen integriert wird. Um den Aktivismus auch bei Gruppen zu stärken, bei denen er nicht sehr ausgeprägt ist, entwickelt Sasha Mizheritsky Kurse für soziale Initiativen.

#### 4. Didaktischer Mehrwert der Publikation

Beim Thema Solidarität schien mir der didaktische Mehrwert der Interviews äußerst wichtig. Deshalb lautete die letzte Frage an alle Protagonistinnen und Protagonisten: „Was würdest du Menschen in Deutschland raten, die in ihrem eigenen Umfeld Initiative ergreifen möchten?“ Die Beschäftigung mit den unterschiedlichen Antworten kann einen wichtigen Lerneffekt in Bezug auf Eigeninitiative bewirken.

Durch die Lebensgeschichten der Befragten und ihre Projekte können die Lesenden viel über Israel lernen, zum Beispiel über den Kampf der Angehörigen um die von der Hamas gefangen gehaltenen Geiseln. Die Gespräche sind ein Zeugnis der Resilienz so vieler Menschen in Israel und ihres Beharrens auf Selbstbestimmtheit. Die Interviewten wollen sich nicht von dem Terroranschlag und dessen Folgen beherrschen lassen.

Darüber hinaus zielte die Auswahl auch auf die Übertragbarkeit der Erfahrungen auf den deutschen Kontext ab. Mehrere der Initiativen agieren



ehrenamtlich in Bereichen, in denen sie durchaus in anderen Ländern umgesetzt werden könnten, vielleicht auch in kleinerem Rahmen, wie etwa Versorgung mit Essen oder ehrenamtliche Akupunktur für Traumatisierte. Ein spannendes Beispiel ist der Einsatz von Podcasts als Instrument der Traumalinderung.

Es ist interessant festzustellen, dass Gruppen, die sich sonst selbst als marginalisiert wahrnehmen, die Gelegenheit genutzt haben, um sich für das Wohl der Gesamtgesellschaft einzubringen. Die streng orthodoxe Chana Irom erklärt: „Wir erwarten, dass andere unseren Lebensentwurf respektieren. Erst durch diese Akzeptanz können sich streng religiöse Frauen entfalten und ihr Potenzial für die gesamte Gesellschaft verwirklichen.“ Diese Aussage könnte ein wichtiger Gedankenstoß zu Fragen der Inklusion von Minderheiten sein.

Pragmatismus wurde schon eingangs als ein wichtiges Merkmal der Projekte erwähnt. Alle Interviewten verstehen, dass sie selbst und ihre Mitwirkenden nach intensivem, monatelangem Einsatz in ihren Alltag zurückkehren müssen. Doch das bedeutet keineswegs, dass sie ihr Engagement beenden wollen. Chana Irom, die Gründerin der Initiative „Iron Sisters“ berichtet: „Anpassungen schafften Überschaubarkeit, so konnten wir mehr Freiwillige rekrutieren.“ Nachhaltigkeit des zivilgesellschaftlichen Engagements kann in der Tat nur dann gewährleistet werden, wenn das jeweilige Projekt sich stets an neue Gegebenheiten anpasst. Das erfordert auch den Mut, das Ziel immer wieder zu prüfen und gegebenenfalls neu zu definieren. Mit den Worten von Moran Bar: „Es ist wichtig, sich nicht in das Projekt zu verlieben.“

Mehrere Interviewte haben die Bedeutung neuer Technologien und der sozialen Medien für zivilgesellschaftliches Engagement betont. Die vielfältigen Einsatzmöglichkeiten moderner technologischer Mittel werden in den Interviews beschrieben. Immer wieder betonen die Befragten, wie wichtig eine aktive und professionelle Präsenz in den sozialen Medien ist. „Jeder Auftritt in den sozialen Medien muss genau durchdacht und formuliert sein. Dafür muss man sich die nötige Zeit nehmen, denn erst dann wird man ernst genommen“, sagt die Leiterin der digitalen Kampagne „Don't Let Hamas Rape #MeToo“, Avishag Avinoam.

Orly Soker, Gründerin der Organisation „Personal Journey“ erweitert das Konzept. Ihr Ansatz ist es, die inhaltliche Seite mit der Technik zu verbinden. „Es ist meine feste Überzeugung, dass das Erlernen des Umgangs mit Medien, in diesem Fall Podcasts, Menschen helfen kann, ihre Krisen zu überwinden.“

Die Bedeutung flacher Hierarchien und das Hinwegsetzen über bürokratische Hürden als Voraussetzungen für das Gelingen des zivilgesellschaftlichen

Engagements ziehen sich als roter Faden durch die Gespräche. Sie ermöglichen rasches Handeln. Diese Mentalität ist typisch für die israelische Gesellschaft. Das Konzept könnte aber auch gerade in Deutschland relevant sein.

Perfektionismus ist in einer akuten Notlage nicht realistisch. Bei zivilgesellschaftlichem Engagement ist auch die Versuch-und-Irrtum-Methode angesagt. Das wiederum erfordert Fehlerfreundlichkeit, wie Avishag Avinoam berichtet: „Als das Video fertig war, war ich damit dennoch nicht zufrieden. Ich beschloss, es nicht zu veröffentlichen, obwohl es viel Zeit, Mühe und schlaflose Nächte gekostet hatte.“

Nicht zu vernachlässigen ist das Nachdenken über den persönlichen Gewinn, den man aus solidarischem Handeln ziehen kann. Die Tierschutzexpertin Shira Yashpe, die Tiere aus der Kriegszone gerettet hat, bringt es auf den Punkt: „Es gehörte immer zu meinem Selbstbild, dass ich in einer Notsituation helfen würde, auch wenn es mit Risiken verbunden wäre. Doch man weiß es nicht, bevor man es weiß. Nach dem 7. Oktober habe ich mir selbst trotz aller Ängste bewiesen, dass ich das geschafft habe.“

„Solidarität heißt Handeln. Die israelische Zivilgesellschaft nach dem Mاسaker vom 7. Oktober 2023“ ist für mich ein weiterer, sehr wichtiger Schritt im Bestreben, Instrumentarien der politischen Bildung zu entwickeln, die den deutsch-israelischen Dialog vertiefen. „Wenn wir es verstehen, unsere Stärken zu erkennen und sie einzusetzen, um anderen zu helfen, erfüllt uns das mit Leben. Es ist meine Hoffnung, dass Lesende in Deutschland sich von dieser Einstellung inspirieren lassen“, stellt Israel Almasi fest.

Diesem Wunsch kann ich mich nur anschließen. Es ist auch meine Hoffnung, dass die Leserschaft dank der Interviews und der anderen Beiträge Neues über die israelische Gesellschaft erfahren und für ihr eigenes Umfeld Anregungen und Ideen mitnehmen kann.

Jedes einzelne der oben genannten Themen kann im Mittelpunkt von Veranstaltungen stehen. In der politischen Bildung können die Interviews mit Methoden der bildenden Kunst, des Theaters und der Videarbeit verbunden werden. Dadurch eignet sich die Publikation für Workshops. Nicht zuletzt versteht sich das Buch als Anregung für die Schaffung neuer israelisch-deutscher Netzwerke im zivilgesellschaftlichen Bereich. Anknüpfungspunkte können hierbei gemeinsame Anliegen oder auch voneinander Lernen sein.

Die vielfältigen im Buch festgehaltenen Hilfsaktionen hatten ein gemeinsames Motiv: Menschlichkeit. Unzählige Israelinnen und Israelis ließen alles stehen und liegen und taten, ehrenamtlich, alles in ihrer Macht Stehende, um Mitmenschen in einer Notlage zu helfen, oft monatelang. Diese Woge

freiwilligen Engagements, die weltweit ihresgleichen sucht, zeigt, wie unerlässlich Menschlichkeit für eine bessere Gesellschaft ist. Das an konkreten Beispielen zu vermitteln, ist Aufgabe der politischen Bildung. Die humanistischen Werte, die so viele Israelinnen und Israelis in dieser extremen Situation nicht nur propagiert, sondern vorgelebt haben, sind von universaler Bedeutung. Angesichts der brennenden Themen, die auch andere Länder beschäftigen, sind sie durchaus von steigender globaler Relevanz.

## Anmerkungen

- 1 Gisela Dachs (Hrsg.), „7. Oktober: Stimmen aus Israel“. Berlin, 2024.
- 2 Herta Müller, „Ich kann mir die Welt ohne Israel nicht vorstellen“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3. Juni 2024.

# Zur Methodik des Buches

Die Gespräche liefen nach einem standardisierten Fragenkatalog ab. In der Publikation wurden sie zwecks besserer Verständlichkeit in vier Abschnitte unterteilt:

1. Biografie der/des Erzählenden und ihre/seine Vorgeschichte im Bereich des zivilgesellschaftlichen Engagements.
2. Beschreibung, Ziele, Resultate und Zukunftsperspektiven des Projekts oder der Initiative.
3. Introspektion der interviewten Person: „Warum engagiere ich mich seit dem 7. Oktober?“, „Welche persönlichen Ressourcen ermöglichen es mir, Aktivist/in zu sein?“
4. Empfehlungen für Lesende, die sich von den Interviewgebenden inspirieren lassen möchten.

Die im Zeitraum von Januar bis Mai 2024 für diese Publikation befragten 17 Personen wurden im Ergebnis einer monatelangen Recherche aus dem Kreis von mehr als 40 potenziellen Protagonistinnen und Protagonisten ausgewählt. Im Vorfeld der Interviews wurden folgende Auswahlkriterien festgelegt:

- Schwerpunkt und Rahmen des zivilgesellschaftlichen Engagements.
- Diversität hinsichtlich des familiären, kulturellen und religiösen Hintergrunds. Es sollten jüdische und arabische Israelinnen und Israelis, Säkulare und Religiöse zu Wort kommen.
- Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Generationen. Es wurden drei Generationen von Israelinnen und Israelis befragt. Die älteste Befragte war zum Zeitpunkt des Gespräches 69 Jahre alt, der jüngste 28.
- Ausgewogenheit zwischen weiblichen und männlichen Interviewten: Es wurden neun Frauen und acht Männer interviewt.
- Die Aussagen der Interviewten stellen ausschließlich ihre eigene Meinungen dar.

- Die Interviews spiegeln den Wissensstand der Protagonistinnen und Protagonisten sowie die Entwicklungen der Projekte zum Zeitpunkt des Gesprächs. Eventuelle spätere Entwicklungen konnten nicht berücksichtigt werden. Dasselbe gilt auch für die beiden begleitenden Aufsätze, die den Wissensstand bei Redaktionsschluss im Juni 2024 widerspiegeln.

Die Informationskästen beziehen sich auf Begriffe, die in den Interviews erwähnt werden und erklärungsbedürftig sind. Manche von ihnen wurden zwecks Lesefreundlichkeit in mehrere Unterhaltungen eingebaut. Das Glossar greift Begriffe auf, die für das allgemeine Verständnis des Kontextes der Interviews wichtig sind. Die im Glossar erklärten Begriffe sind mit einem kleinen Pfeil-Symbol markiert. Die Literaturliste gibt Hinweise auf weiterführende Informationen zu den im Buch angesprochenen Themenkreisen. Diese Bausteine des Buches sollen es den Lesenden ermöglichen, die für das Verständnis der Interviews erforderlichen Informationen zur Hand zu haben.

Hinweis zur Transliteration:

Die Transliteration hebräischer Namen und Begriffe richtet sich in diesem Buch nach der deutschen Aussprache. Ausnahmen sind Begriffe, für die sich auch im Deutschen eine andere, meist angliisierte Umschrift eingebürgert hat, beispielsweise Tel Aviv und Negev. Bei den Namen der Interviewgebenden wurde die von ihnen selbst verwendete Schreibweise übernommen.

Abschließend möchte ich allen, die an „Solidarität heißt Handeln. Die israelische Zivilgesellschaft nach dem Massaker vom 7. Oktober 2023“ mitgewirkt haben, herzlichst danken.

Alle Beteiligten haben ihr Maximum gegeben, um die Veröffentlichung des Buches zum ersten Jahrestag des Massakers zu ermöglichen. Vor dem Hintergrund so vieler Versuche, die Verbrechen der Hamas zu leugnen oder zu relativieren, erschien es uns wichtig, ein Zeichen zu setzen. Ich danke:

- Allen Interviewten, die ihre Geschichte und ihre Erfahrungen so großzügig mit mir geteilt haben. Sie haben sich darauf eingelassen, ihr Handeln aus einer Perspektive der Introspektion zu betrachten, nicht zuletzt, um für die Lesenden ihre Erfahrungen nachvollziehbar zu machen.
- Dr. Hans-Georg Golz von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb), der die Idee für diese Publikation sofort befürwortete und uns als

Projektleiter mit seinem großen Fachwissen durch alle Arbeitsstadien begleitet hat.

- Wladimir Struminski in seiner Doppelrolle als Autor und fachkundiger Lektor.
- Meiner Kollegin Sabine Frank, die mich in allen logistischen Etappen einschließlich der Auswahl der Fotos aufs Beste unterstützt hat.
- Timo Jäckel von der bpb für seine Hilfsbereitschaft und Kompetenz in der Bewältigung administrativer und logistischer Hürden und für seine guten Ideen.
- Viktoria Peter von der bpb für die sorgsame Durchsicht des Manuskriptes.
- Meinem Sohn Daniel für seine stete Unterstützung und Interesse an meiner Arbeit.
- Dr. Uri Engelhard, der mir – gerade wegen unserer unterschiedlichen Sichtweisen auf die israelische Realität – so manchen Gedankenstoß gegeben und auch Türen geöffnet hat.



Wladimir Struminski

# Der Tag, der nicht enden will

Auswirkungen des 7. Oktober auf die israelische Gesellschaft und Wirtschaft

## 1. Das Massaker

Am 7. Oktober 2023 durchbrachen Hamas-Terroristen die israelischen Grenzschutzanlagen zwischen dem Gazastreifen und Israels Staatsterritorium. Schätzungsweise 3 000 bewaffnete Terroristen drangen in eine Reihe von Ortschaften der grenznahen israelischen Region, des sogenannten Gaza-Umlands, ein. Außerdem wurde ein großes, im Freien stattfindendes Musikfestival angegriffen.

Die massive Überwindung der in Israel bis dahin als modern und widerstandsfähig geltenden Grenzanlagen durch die Hamas war größtenteils der Tatsache zuzuschreiben, dass an jenem Samstag, an dem zugleich das jüdische Simchat-Tora-Fest begangen wurde, nicht genug Kampftruppen an der Grenze stationiert waren, um das Gaza-Umland vor dem schnellen und konzentrierten Angriff zu schützen. Zwar versahen neben den Kampfeinheiten auch zahlreiche Grenzbeobachterinnen und -beobachter an diesem Wochenende ihren Routedienst, doch waren sie unbewaffnet und für den Kampf nicht ausgebildet.

Der Angriff war von der Hamas von langer Hand vorbereitet und geübt worden. Hamas-Angehörige hatten genaue Lagepläne der zu überfallenden Ortschaften erstellt und wussten, wo sie angreifen konnten.

Bei den meisten der angegriffenen Siedlungen handelte es sich um grenznahe Kibbuzim. Allerdings drangen die Terroristen bei größter Ausdehnung ihres Vorrückens auch in die Städte Sderot, Netiwot und Ofakim ein. In den zivilen Wohnorten waren die Verteidiger – Bürgerbereitschaftsgruppen,



Polizeiangehörige, eine geringe Zahl von Soldatinnen und Soldaten sowie einzelne Zivilpersonen mit privaten Waffen – gegenüber den Angreifern in der Minderzahl. Nur an wenigen Stellen gelang es, die Angriffe abzuwehren. In den meisten besetzten Ortschaften hatten die Invasoren indessen Zeit genug, ihre mörderischen Pläne umzusetzen. Es dauerte viele Stunden, bis die israelische Armee in ausreichender Stärke zur Befreiung der Grenzregion anrückte.

Bei dem Überfall starben auf israelischer Seite circa 1 200 Menschen. Es handelte sich hauptsächlich um Israelinnen und Israelis, doch waren auch ausländische Opfer dabei, vor allem Arbeitsmigrantinnen und -migranten. Die meisten der Getöteten fielen nicht im Kampf, sondern wurden kaltblütig ermordet, inklusive unbewaffneter Soldatinnen und Soldaten. Rund 250 Personen wurden als Geiseln nach Gaza entführt.

Es war der tödlichste Tag in der Geschichte des Staates Israel und zugleich der tödlichste Tag des jüdischen Volkes seit der Schoah. Ein Faktor, der die Schockwirkung verstärkte, war die extreme Grausamkeit der Terroristen. Ganze Familien wurden ausgelöscht. Kinder wurden vor den Augen ihrer Eltern erschossen. In anderen Fällen wurden Kinder Zeugen der Hinrichtung ihrer Eltern und anderer Familienangehöriger. Zahlreiche Menschen wurden vor ihrer Ermordung gefoltert. Häuser wurden in Brand gesetzt, während ihre Bewohnerinnen und Bewohner sich noch in ihnen befanden, sodass sie in den Flammen den Tod fanden. Oft mussten Menschen in Todesangst abwarten, ob die durch ihren Kibbuz streifenden Terroristen sie entdecken oder aber an ihnen vorbeiziehen würden.

Eine weitere Dimension des Schreckens war sexuelle Gewalt. Berichte von Zeuginnen und Zeugen sowie etliche Dokumentationen ließen keinen Zweifel daran, dass die Terrororganisation Vergewaltigung und sexuelle Folter zu einem Instrument ihres Angriffs gemacht hatte. Viele Frauenleichen waren unterhalb der Gürtellinie entkleidet, ihre Vaginen waren von Kugeln zerschossen oder auf andere Weise verstümmelt, inklusive des Einschlagens von Nägeln. Eine Augenzeugin beschrieb gegenüber der Zeitung „New York Times“ eine besonders grauenhafte Szene: Während eine Frau vergewaltigt worden sei, habe ein anderer Terrorist mit einem Teppichmesser eine ihrer Brüste abgeschnitten und sie einem Dritten zugeworfen. Dieser habe damit gespielt, bevor er sie auf die Straße habe fallen lassen.

## 2. Das Versagen

Der 7. Oktober rührte an einen Stützpfeiler israelischer Identität: an die Prämisse, der jüdische Staat werde von seinen Bürgerinnen und Bürgern zwar Engagement und Opferbereitschaft verlangen, sie aber im Gegenzug mithilfe der Armee vor einer Wiederkehr der jahrtausendelangen, in der Shoah gipfelnden Verfolgung schützen. Zusätzlich verstärkten Faktoren, die nach dem Massaker während des anschließenden Gaza-Krieges zutage traten, die Enttäuschung großer Teile der Bevölkerung über die Regierung. Dazu gehörten insbesondere die ausbleibende Übernahme der Verantwortung für die ungenügende Vorbereitung auf den Überfall, die unzureichende Betreuung von Binnenflüchtlingen, Reservistinnen und Reservisten und deren Familien sowie die Geiselfrage (s. u. „Das Verhältnis zwischen Regierung und Bürgerschaft“).

Die Frage nach den Ursachen des staatlichen Versagens, das die Invasion erst möglich gemacht hatte, stellte sich nach dem Massaker in großer Schärfe und Dringlichkeit, zumal die Pläne der Hamas seit Jahren bekannt waren. Bereits 2017 hatte kein anderer als Ministerpräsident Benjamin Netanjahu bei einer Debatte in der Knesset vor einem Angriff der Terrororganisation gewarnt, zu dem eine Masseninfiltration durch Terroristen, die Einnahme von Siedlungen und militärischen Außenposten, Mord und Entführung von Zivilpersonen gehören würden. Die entsprechende Stelle seiner Rede wurde im Archiv gefunden und im Fernsehen ausgestrahlt.

Zudem sickerte durch, dass der militärische Nachrichtendienst im Vorfeld der Invasion von den konkreten Angriffsvorbereitungen der Hamas Kenntnis hatte. Allerdings schlugen höhere Armeechargen die Warnungen in den Wind. Sie waren überzeugt, die Hamas übe zwar den Angriff, werde sich aber nicht trauen, ihn auszuführen. Diese Schlussfolgerung war, soweit publik wurde, auch das Ergebnis dringender Beratungen zwischen der Armeeführung und dem Inlandssicherheitsdienst in der Nacht zum 7. Oktober.

Antworten auf die bohrenden Fragen nach Schuld und Verantwortung blieb die Regierung schuldig. Ihr ausweichendes Verhalten ließ das Vertrauen der Bevölkerung in das Kabinett auf einen Tiefstand sinken.

### 3. Der innenpolitische Hintergrund

Die Reaktionen der Bevölkerung nach dem 7. Oktober müssen auch vor dem Hintergrund einer schon seit Anfang 2023 in Israel brodelnden politischen Krise betrachtet werden. Ursprung dieser Krise war die von der neuen Regierung Netanjahus am 4. Januar 2023 – nur wenige Tage nach Übernahme der Amtsgeschäfte – angekündigte Umgestaltung des Verhältnisses zwischen den drei Staatsgewalten.

Von der Regierung neutral als „Justizreform“ bezeichnet, zielte das gesetzgeberische Vorhaben auf eine Schwächung der Judikative gegenüber der Legislative und der Exekutive. Da im Staat Israel die parlamentarische Koalitionsmehrheit faktisch vollständig von der Regierung gelenkt wird, wäre die Reform auf eine weitgehend uneingeschränkte Machtausübung durch die Regierung und den Premier persönlich hinausgelaufen. Unter anderem sollte die Kontrollfunktion des Obersten Gerichts gegenüber Regierung und Parlament ausgehöhlt werden. Für den Fall, dass das Oberste Gericht ein neues Gesetz als mit den sogenannten Grundgesetzen – diese haben verfassungsähnlichen Rang – nicht vereinbar befinden würde, sollte die Knesset das Recht erhalten, das Gesetz trotzdem (endgültig) zu verabschieden. Dafür sollte die minimale Koalitionsmehrheit von 61 der 120 Abgeordneten genügen. Weitere Punkte der geplanten Umgestaltung hätten die Regierungsmacht noch unantastbarer gemacht.

Eine Mehrheit der Israelinnen und Israelis lehnte dies als Abdriften in eine illiberale Demokratie ab. Aufgrund von Massendemonstrationen, an denen Woche für Woche Hunderttausende von Menschen teilnahmen, abgeschreckt, forr Netanjahu die Reform vorerst ein. Allerdings gab er sie als Ziel nicht auf. Deshalb gingen die Massenproteste unvermindert weiter.

Der Kriegsausbruch löschte diesen Streit vorerst von der Tagesordnung. Die Demonstrationen wurden eingestellt. Viele Pro-Demokratie-Demonstrantinnen und -Demonstranten gingen zur Armee. Sie wussten sehr genau zwischen ihrem Widerstand gegen die Regierungspolitik auf der einen und ihrer Bürgerpflicht gegenüber dem Staat und der Gesellschaft auf der anderen Seite zu unterscheiden. Ein Teil der Organisationen, die bis zum 7. Oktober gegen den von ihnen so bezeichneten „justiziellen Staatsstreich“ demonstriert hatten, wandte sich sofort ehrenamtlichem Engagement für materiell oder seelisch Hilfsbedürftige zu: Überlebende des Massakers, Binnenflüchtlinge, Familien von Reservierenden und andere.

Ein herausragendes Beispiel ist die Organisation „Brothers and Sisters for Israel“, die sich aus ehemaligen Armeeinghörigen zusammensetzt. Dank ihrer bei den Streitkräften gesammelten organisatorischen und logistischen Erfahrung konnten ihre Mitglieder – sofern sie nicht selbst zum Reservedienst einberufen wurden – einen wichtigen Beitrag zur Betreuung bedürftiger Mitmenschen leisten. Über die Arbeit der Organisation berichtet einer ihrer ehrenamtlichen Aktivisten, Terry Newman, in einem in diesem Buch veröffentlichten Interview.

Der Einsatz der Zivilgesellschaft zugunsten betreuungsbedürftiger Israelinnen und Israelis bedeutete aber nicht, dass die vor dem 7. Oktober bestehende innenpolitische Krise vergessen worden wäre. Vielmehr wuchs der Kreis der Regierungskritikerinnen und -kritiker aufgrund der Unfähigkeit der Regierung, sich um während des Krieges in Not geratene Bürgerinnen und Bürger zu kümmern, sowie aufgrund der Weigerung der Regierung, Verantwortung für die Umstände zu übernehmen, die den Angriff der Hamas ermöglicht hatten.

#### **4. Das Verhältnis zwischen Regierung und Bürgerschaft**

In dieser Situation erwachten die Proteste gegen die Regierung bald wieder – diesmal mit anderen Anliegen. Ein zentrales Thema war die Forderung nach sofortigen oder baldigen Neuwahlen. Damit würde die Wählerschaft die Möglichkeit erhalten, der Regierung angesichts ihres Versagens vor und am 7. Oktober ihr Misstrauen auszusprechen – oder ihr trotz allem ihr Vertrauen zu bekunden. Da laut Umfragen recht klar erschien, dass die Regierungskoalition bei Neuwahlen die Macht verlieren würde, wurde diese Forderung von der Koalition abgelehnt, was die Proteste aber nicht zum Verstummen brachte.

Einen Vertrauensverlust erlitt die Regierung bei einem erheblichen Teil der Bevölkerung auch angesichts ihrer Kriegsprioritäten. Offiziell wurden als die beiden Hauptkriegsziele die militärische und politische Zerschlagung der Hamas sowie die Befreiung der Entführten bezeichnet. Mit der Zeit aber kam in weiten Kreisen der Bevölkerung der Verdacht auf, die Regierung gebe der Fortführung des Krieges Vorrang vor dem Gefangenenaustausch und einer damit einhergehenden längeren Feuerpause. Netanjahus Kritikerinnen und Kritiker unterstellten ihm, durch einen langen Krieg eine Untersuchung der Verantwortungsfrage, Neuwahlen und den eigenen Machtverlust verhindern zu wollen – selbst auf Kosten der Geiseln.

Natürlich hing eine Vereinbarung mit der Hamas über einen Gefangenen-austausch und eine Waffenruhe nicht nur von etwaigen Wahlkalkülen der israelischen Regierung ab, sondern auch von einer Vielzahl anderer Faktoren. Dazu gehörte insbesondere die Frage, ob die Hamas zu einer solchen Vereinbarung überhaupt bereit wäre und – falls ja – zu welchen Bedingungen.

Indessen verstärkte das tiefe Misstrauen, das Netanjahu seitens vieler Wählerinnen und Wähler entgegenschlug, die Zweifel an der Lauterkeit seiner Motive in der Geiselfrage. Das war ein weiterer Riss in den Beziehungen zwischen dem Staat und einem großen Teil der Bevölkerung. Zwar wurden Ende November 2023 rund 120 Geiseln im Rahmen eines Gefangenen-austauschs freigelassen. Sieben weitere wurden später von der Armee befreit. Auch konnte das Militär die Leichen mehrerer Geiseln bergen. Allerdings waren Anfang April 2024 noch rund 120 Entführte nicht in ihre Heimat zurückgekehrt.

Wie viele von ihnen noch am Leben waren, konnte nur gemutmaßt werden. Im Juni gingen offizielle Schätzungen von 43 toten Geiseln aus, doch wurde inoffiziell befürchtet, die tatsächliche Zahl könnte sich auf mindestens 60 belaufen. „Für die Gefangenen läuft die Sanduhr ab“ – unter diesem Motto gewann eine Kampagne für einen Austausch-Deal immer mehr an Stärke.

Eine weitere Gruppe, die der Regierung schwere Vorwürfe machte, waren Reservistinnen und Reservisten, die nach monatelangem Kriegsdienst feststellen mussten, dass ihre wirtschaftliche Existenzgrundlage geschädigt, wenn nicht gar zerstört worden war – sei es durch den Verlust des Arbeitsplatzes, sei es, weil sie als Selbstständige nicht wiedergutzumachende Geschäftsverluste erlitten hatten. Diese Verluste wurden von der Regierung nicht oder nicht in ausreichendem Maß ausgeglichen. Bedenkt man, dass auf dem Höhepunkt 360 000 Reservistinnen und Reservisten einberufen wurden und der Großteil von ihnen im Arbeitsleben gestanden hatte, handelte es sich um eine bedeutende Gruppe. Die ungenügende Entschädigung der Betroffenen wurde auch von großen Teilen der Öffentlichkeit als Unrecht empfunden.

Die Lage der Binnenflüchtlinge belastete ebenfalls das Verhältnis von Staat und Gesellschaft. Angesichts der Gaza-Kampagne und der Kampfhandlungen zwischen Israel und der libanesischen > Hisbollah ordnete die Regierung eine Massenevakuierung aus den Grenzregionen im Süden und im Norden in sicherere Landesteile an. Zahlreiche Bewohnerinnen und Bewohner anderer grenznaher Orte, für die die offizielle Evakuierung nicht galt, verließen ebenfalls ihr Zuhause. Auf dem Höhepunkt dieser Entwicklung gab es in Israel schätzungsweise 200 000 Binnenflüchtlinge.

Einige Forderungen dieser Kriegsgeschädigten waren binnen kurzer Zeit sicherlich unerfüllbar, sei es die Wiederherstellung voller Sicherheit an der Nordgrenze, sei es der Wiederaufbau der Siedlungen in der Gaza-Grenzregion. Allerdings zeigte sich die Regierung auch unfähig, selbst für die unmittelbaren Bedürfnisse der Evakuierten und Geflüchteten angemessen zu sorgen. Wenn gleich viele von ihnen in Hotels untergebracht wurden, blieben andere Bereiche – wie etwa die Kinderbetreuung und der Schulunterricht – unzureichend geregelt. Viele Familien von Reservistinnen und Reservisten und sogar befreite Geiseln erhielten ebenfalls keine ausreichende Unterstützung. Im April 2024 beklagte die Mutter einer 14-jährigen geretteten Geisel bei einer Beratung in der Knesset, die von der Regierung geleistete monatliche Beihilfe reiche nicht aus, um für ihre schwer traumatisierte Tochter angemessen zu sorgen.

## 5. Sozialer Zusammenhalt

Auch wenn es schwerfällt, über positive gesellschaftliche Entwicklungen zu sprechen, die durch das Massaker am 7. Oktober und den Krieg auf irgendeine Art bewirkt wurden, so ist doch festzuhalten, dass die meisten Israelinnen und Israelis in dieser Notsituation stärkeren gesellschaftlichen Zusammenhalt empfanden und zeigten. Ideologisch entfremdete Menschen – wie etwa die für gewöhnlich rechts stehenden national-religiösen Jüdinnen und Juden auf der einen und ihre liberal-säkularen Landsleute auf der anderen Seite – fanden sich als Soldatinnen und Soldaten Schulter an Schulter an der Front. Ihren Familien und der breiten Öffentlichkeit wurde die Schicksalsgemeinschaft der verschiedenen Bevölkerungsgruppen ebenfalls wieder bewusst.

Auch das ehrenamtliche Engagement brachte Israelinnen und Israelis unterschiedlichster religiöser und ideologischer Zugehörigkeit zusammen. Das kommt in einer Reihe der in diesem Buch veröffentlichten Interviews zum Ausdruck. Ein wichtiges Beispiel ist Chana Irom. Hatte sich ihr ehrenamtliches Engagement lange Zeit auf die ultraorthodoxe Gesellschaft konzentriert, so bot die von ihr nach dem 7. Oktober ins Leben gerufene Hilfsinitiative Betroffenen aller Bevölkerungsgruppen Unterstützung an.

Gleichzeitig hat sich jedoch eine andere Kluft, die die israelische Gesellschaft bereits seit Jahrzehnten durchzieht, während des Krieges drastisch vertieft. Die Rede ist von der umfassenden Freistellung vom Wehrdienst, die junge ultraorthodoxe Männer mit der (faktisch nicht immer zutreffenden) Begründung erhalten, das Vollzeitstudium der **✦** Tora sei ihr Lebensinhalt. Diese

Freistellung hatte das Oberste Gericht zwar schon vor langer Zeit als Verstoß gegen das Gleichheitsgebot abgelehnt, doch räumte es der Regierung immer wieder Verlängerungsfristen ein, um eine neue, akzeptable gesetzliche Regelung vorzulegen.

Diese Quadratur des Kreises ist aber nicht gelungen, sodass die jungen Ultraorthodoxen zwar offiziell der Wehrpflicht unterlagen, in der Praxis aber nicht einrücken mussten. Das hat die ultraorthodoxe Bevölkerung, die rund zehn Prozent der Landesbevölkerung ausmacht, in den Augen vieler Israelinnen und Israelis zu einer unbeliebten, oft sogar verhassten Gruppe gemacht.

Das und mehr: Ausgerechnet während des Krieges beschloss die Regierung unter dem Druck ultraorthodoxer Koalitionsparteien, eine Vorlage in der Knesset einzubringen, die die völlige Freistellung der jungen ultraorthodoxen Männer offiziell verankern würde und lediglich für die Zukunft vage Einberufungsquoten in Aussicht stellte. Allerdings hat schon die Vergangenheit gezeigt, dass solche Quoten nicht erfüllt wurden.

Angesichts des Krieges, in dem der Staat Israel Tote und Verletzte zu beklagen hatte, löste die Regierungsvorlage eine wütende Reaktion großer Teile der Gesellschaft aus. Die Rechtsberaterin der Regierung ließ erkennen, dass sie einen auf dieser Vorlage beruhenden Gesetzentwurf vor dem Obersten Gericht nicht würde verteidigen können.

Anfang April 2024 verhängte das Oberste Gericht finanzielle Sanktionen gegen ultraorthodoxe **► Jeschiwot**, an denen Wehrdienstverweigerer studieren. Bei einer ersten Anhörung Anfang Juni übten mehrere oberste Richter scharfe Kritik an der geplanten gesetzlichen Regelung. Wie auch immer der Streit ausgeht: Er hat bereits schwere gesellschaftliche Flurschäden verursacht.

## 6. Arabische Bürgerinnen und Bürger Israels

Rund 17 Prozent aller Israelinnen und Israelis gehören der arabischen Bevölkerungsgruppe an. Unter Hinzurechnung von Palästinenserinnen und Palästinensern in Ostjerusalem und – in weitaus kleinerer Zahl – Drusinnen und Drusen auf den Golanhöhen, die zwar den Einwohnerstatus, aber keine Staatsangehörigkeit besitzen, beträgt der arabische Anteil an der Landesbevölkerung 21 Prozent.

Das Hamas-Massaker am 7. Oktober war für die arabischen Israelinnen und Israelis ebenso ein Schock wie für ihre jüdischen Landsleute. Die traumatischen Tage, Wochen und Monate, die dem Schreckenstag folgten, hatten für

die arabische Bevölkerung jedoch in mancher Hinsicht eine eigene, besondere Prägung.

Am 7. Oktober wurden 24 Angehörige der arabischen Bevölkerungsgruppe von der Hamas ermordet. Bei den meisten handelte es sich um Beschäftigte, die in den überfallenen Kibbuzim arbeiteten. Ihre arabisch-palästinensische Ethnizität vermochte sie auch dann nicht zu retten, wenn sie die Terroristen darauf hinwiesen. Für die Hamas-Invasoren war die Tatsache entscheidend, dass es sich um Israelinnen beziehungsweise Israelis handelte. Neun israelisch-arabische Geiseln wurden nach Gaza verschleppt.

Bewohnerinnen und Bewohner nahegelegener arabischer Ortschaften halfen ihren jüdischen Nachbarinnen und Nachbarn bei der Flucht aus der überfallenen Region und riskierten dabei ihr Leben. „Sie dachten an ihre Menschlichkeit, nicht an ihre Ethnizität“ – mit diesen Worten beschrieb es später Mohammad Darawshe, Strategiedirektor beim „Zentrum für eine gemeinsame Gesellschaft“ am israelischen Bildungszentrum Givat Haviva.

Der anschließende Krieg zwischen der israelischen Armee und der Hamas, bei dem zahlreiche palästinensische Zivilopfer in Gaza, vor allem durch israelische Luftangriffe, zu beklagen waren, stellte viele arabische Israelinnen und Israelis vor eine besondere emotionale Herausforderung. „Mein Land kämpft gegen mein Volk“ – dieser Satz beschrieb den Zwiespalt, in dem sie sich befanden, präzise und schmerzhaft.

Neu ist das Spannungsfeld zwischen arabisch-palästinensischer Identität und der Zugehörigkeit mit der israelischen Gesellschaft für Israels arabische Bürgerinnen und Bürger nicht. Zahlreiche sehen sich als Teil des palästinensischen Volkes. Das kommt beispielsweise in dem in diesem Buch veröffentlichten Interview mit Nabila Espanioly deutlich zum Ausdruck. Gleichzeitig sind sie bewusst Teil der israelischen Gesellschaft. Wohl sehen sie sich oft Vorurteilen und Diskriminierung gegenüber, doch sind sie auf vielfache Weise mit der jüdischen Mehrheitsgesellschaft verbunden.

Aufgrund des Krieges wurde das Spannungsfeld zwischen der palästinensischen Identität und der Zugehörigkeit zu Israel viel akuter. Zugleich verschärfen sich die Spannungen zwischen der jüdischen Mehrheit und der arabischen Minderheit. Sowohl bei der arabischen als auch bei der jüdischen Bevölkerung ging das Vertrauen in die jeweils andere Gruppe in den Monaten nach dem 7. Oktober deutlich zurück. Eine Umfrage ergab, dass 84 Prozent der arabischen Israelinnen und Israelis um ihre persönliche Sicherheit besorgt waren. Dennoch befürworteten 87 Prozent der Befragten zivilgesellschaftliches Engagement.



Zudem ließ sich die arabische Bevölkerung nicht zu gewalttätigen Zusammenstößen hinreißen. Diese auszulösen, war eines der Ziele der Hamas. Auf jüdischer Seite warnte vor allem die extreme Rechte vor arabischen Ausschreitungen. Itamar Ben-Gwir, der israelische Minister für nationale Sicherheit (damit ist die Zuständigkeit für die innere Sicherheit gemeint, nicht für das Militär), kündigte vor Beginn des für Musliminnen und Muslime heiligen Fastenmonats Ramadan gravierende Beschränkungen für israelisch-muslimische Gläubige beim Zutritt zur Jerusalemer Al-Aksa-Moschee an. Diese ist die dritt wichtigste heilige Stätte im Islam.

Die offiziell mit Sicherheitsbedenken begründete Ankündigung war aber allenfalls geeignet, einen innerisraelischen arabisch-jüdischen Konflikt anzuheizen. Allerdings ließen sich die Muslime nicht provozieren, und letztendlich ließ die Regierung unter innen- wie außenpolitischem Druck Ben-Gwirs Pläne fallen. Damit wurde möglicherweise ein gefährlicher religiöser Konflikt vermieden.

## 7. Wirtschaftliche Aspekte

Der durch den Überfall der Hamas ausgelöste Krieg traf die Wirtschaft schwer. Kriegsbedingter Personalmangel auf der einen Seite und gedrückte Nachfrage nach Waren und Dienstleistungen auf der anderen Seite brachten viele Unternehmen in Bedrängnis und erzwangen häufig ihre Schließung. Besonders stark betroffen waren kleinere kapitalschwache Firmen – und damit vor allem Inhaberinnen und Inhaber kleiner Geschäfte sowie Selbstständige, die oft Menschen beschäftigten, für die es am Ort, zumal in kleineren und sozial schwachen Städten und Siedlungen, kaum alternative Arbeitsplätze gab.

Aber auch der am oberen Ende der Wirtschaftsskala angesiedelte, international renommierte Hightechsektor erlitt einen Rückschlag. Gerade weil er eng in die Weltwirtschaft integriert ist, wirkten sich die durch den Konflikt deutlich an den Tag getretenen geopolitischen Risiken, denen der Staat Israel sich gegenüber sah, auf die Hochtechnologiebranche sehr negativ aus. Bereits in den ersten Kriegsmonaten 2023 berichteten israelische Hightechfirmen von Geschäftsproblemen auf dem Weltmarkt. Im April 2024 zeigte sich, dass ausländische Investitionen in israelische Hightechunternehmen im ersten Halbjahr nach Ausbruch der Krise deutlich abgenommen haben.

In dieser Zeit verstärkte sich zudem die Neigung israelischer Startup-Gründerinnen und Gründer, ihre neue Existenz im Ausland aufzubauen. Damit sah

sich der Hochtechnologiesektor reduzierten Investitionen bei gleichzeitig steigendem Braindrain gegenüber. Sollte dieser Trend anhalten, könnte der wichtigste Wachstumsmotor der israelischen Wirtschaft für längere Zeit an Schwung verlieren – mit negativen Folgen für die israelische Gesellschaft als Ganzes.

## 8. Schlussbetrachtung

Für eine abschließende Bilanz der Auswirkungen des 7. Oktober 2023 auf die israelische Gesellschaft ist es noch zu früh, doch lassen sich mehrere Faktoren ausmachen, die nicht nur die Gegenwart des Staates prägen, sondern auch seine künftige Entwicklung beeinflussen dürften.

- Das Gefühl der Verwundbarkeit Israels durch äußere Feinde hat zugenommen. Die tiefe Erschütterung, die das Massaker ausgelöst hat, wird das Selbstverständnis der israelischen Gesellschaft noch viele Jahre, wahrscheinlich über Generationen hinweg, mitprägen. Im kollektiven Gefühl ist der 7. Oktober noch lange nicht vorbei.
- Das Vertrauen in die Fähigkeit staatlicher Institutionen, die Bevölkerung zu schützen und im Notfall für sie zu sorgen, ist gesunken. Der Vertrauensverlust macht sich im Verhältnis zu Regierung und Parlament besonders bemerkbar. Die Weigerung der meisten Regierenden, Verantwortung für den 7. Oktober zu übernehmen, ist dafür mitentscheidend.
- Die Armee sah sich ebenfalls schweren Vorwürfen gegenüber, aber sie konnte einen großen Teil ihrer Glaubwürdigkeit wiedergewinnen. Das war unter anderem ihrer Fähigkeit, sich binnen eines Tages wieder zu fangen, und ihrem Kampfeinsatz gegen die Hamas zu verdanken. Auch übernahm die Armeeführung – zusammen mit den Spitzen der Nachrichtendienste – persönliche Verantwortung für die Katastrophe und deutete an, nach Beendigung des Krieges zurückzutreten. Da die Streitkräfte als Hauptverteidiger des Landes unersetzlich sind, ist das Vertrauen der Bevölkerung für sie besonders wichtig.
- Der Einsatz der Zivilgesellschaft zugunsten bedürftiger Mitmenschen war beispiellos. Das gilt sowohl für Hilfsorganisationen als auch für Einzelne, die eigene Initiativen starteten. Die ehrenamtliche Arbeit tausender und abertausender ehrenamtlicher Helferinnen und Helfer trug wesentlich zur Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts bei. Ob dieser Erfolg nachhaltige Wirkung entfaltet, bleibt indessen abzuwarten.

- Die fundamentale Dissonanz zwischen der ultraorthodoxen Bevölkerung und dem Rest der Gesellschaft wurde durch den Krieg und die Wehrpflichtfrage schlagartig verschärft. Ob die Ultraorthodoxie unter der Kritik ihre Abschottung zu überwinden versucht, ist ebenfalls eine noch offene Frage.
- Die arabische Bevölkerung des Staates Israel legte Bürgersinn und politische Reife an den Tag. Das wurde von vielen jüdischen wie arabischen Israelinnen und Israelis als eine Chance gewertet, den gemeinsamen Nenner zwischen jüdischer und arabischer Bevölkerung zu stärken. Zwar muss auch diese Hoffnung den Realitätstest bestehen, doch zeigte sich, dass in dem komplizierten jüdisch-arabischen Verhältnis selbst unter tragischen Umständen ermutigende Entwicklungen möglich sind.
- Die problematische geopolitische Situation des Landes wurde verdeutlicht. Das stellt einen Risikofaktor für die Zukunft dar.

## Das Gaza-Umland

### 1. Begriff

Otef Aza – so lautet auf Hebräisch der Name der israelischen Region, die an den Gazastreifen angrenzt. Ausgesprochen O-Teff, mit kurzem „o“ und der Betonung auf der zweiten Silbe bedeutet er wörtlich „Umhüllung“, weil sich das Gebiet auf der Landkarte an den Gazastreifen entlang der gesamten Grenze anschmiegt. „Aza“ ist die hebräische Aussprache von „Gaza“.

Eine sinngemäße deutsche Übersetzung wäre „Gaza-Umland“, doch gibt die Übersetzung nicht die emotionale Konnotation des hebräischen Begriffs wieder. Das Wort Ha-Otef – „die Umhüllung“ – ist nämlich fast schon zu einem Eigennamen geworden, der mit Besorgnis und Mitgefühl ausgesprochen wird. Seit dem Massaker vom 7. Oktober 2023 schwingt in dem Namen auch Grauen mit. Grauen und eine Frage, die Israels Gesellschaft und Politik noch lange beschäftigen wird: Wer war schuld daran, dass die Grenzregion an diesem Tag faktisch schutzlos der Hamas überlassen wurde?

### 2. Bedrohung

Die Katastrophe vom 7. Oktober überragt alles, was das Gaza-Umland bis dahin hatte erleiden müssen. Allerdings war die Grenzregion bereits seit Jahren von Krieg und Konflikt schwer betroffen. Im Jahr 2001 begann die Hamas, selbst entwickelte Kassam-Raketen auf israelische Siedlungen innerhalb des Gazastreifens und auf Ortschaften jenseits der Grenze zu Israel abzufeuern.

2005 räumte Israel den Gazastreifen. Alle dort befindlichen israelischen Siedlungen wurden aufgelöst und die Siedlerinnen und Siedler in das international anerkannte israelische Staatsgebiet gebracht. Danach zog sich auch die israelische Armee aus Gaza zurück.

Diese Räumung ging auf die Initiative des damaligen israelischen Ministerpräsidenten Ariel Scharon zurück. Das war für viele Israelinnen und Israelis überraschend, war doch Scharon fest im rechten Teil des politischen Spektrums angesiedelt. Innerhalb der Rechten löste der Plan heftigen Widerstand aus und machte eine Regierungsumbildung erforderlich.

Im israelischen Friedenslager löste der Rückzug zum Teil Hoffnungen auf eine Wiederaufnahme des israelisch-palästinensischen Friedensprozesses oder zumindest auf eine Verbesserung des Verhältnisses zwischen den beiden Seiten aus. Allerdings sahen Scharon und andere Persönlichkeiten des Regierungslagers die Räumung des Landstrichs nicht als Einstieg in erneute Friedensverhandlungen an. Vielmehr versprach sich Scharon von dem Rückzug eine Verbesserung der außen- und sicherheitspolitischen Lage Israels und eine größere internationale Toleranz gegenüber den israelischen Siedlungen im Westjordanland.

In jedem Fall gingen die Raketenangriffe der Hamas auf Ortschaften auf der israelischen Seite der Grenze auch nach der Räumung Gazas weiter. Die erste Generation der Kassams verfügte über Reichweiten von bis zu 4,5 Kilometern. Die Nachfolgemodelle konnten weitere Strecken zurücklegen, doch sie blieben technologisch relativ einfach. Sie waren mit einem Sprengkopf bewehrt, hatten aber kein Zielleitsystem. Trotz dieser „Schlichtheit“ vermochten sie, die Grenzregion zu terrorisieren. Die Vorwarnzeit war kurz. In der Stadt Sderot beispielsweise vergingen typischerweise 15 Sekunden zwischen dem Luftalarm und dem Einschlag. Innerhalb dieser kurzen Zeitspanne einen Luftschutzraum zu erreichen – sofern sich einer in unmittelbarer Nähe befand –, war nur selten möglich. Viele Menschen, zumal ältere, blieben einfach, wo sie waren, wenn Alarm gegeben wurde. Sie wussten, dass sie es ohnehin nicht bis zum Schutzraum schaffen würden und wollten nicht das Risiko eingehen, beim Laufen zu stürzen und sich zu verletzen.

Es war übrigens die Reichweite der Kassams, auf die sich die israelischen Behörden bei der amtlichen Definition der Grenzregion stützten. Im Jahr 2006 gewährte die israelische Regierung Ortschaften, die in einer Entfernung von bis zu sieben Kilometern von der Grenze lagen, Präferenzen bei Ausschreibungen der öffentlichen Hand. Später kamen Steuervergünstigungen dazu. In dem so

eingegrenzten Gebiet lebten damals rund 70 000 Menschen – in Kibbuzim (Kollektivdörfern), Moschawim (landwirtschaftlichen Genossenschaftssiedlungen) und der Stadt Sderot. Bis 2023 nahm die Bewohnerinnen- und Bewohnerzahl der Region um rund ein Drittel zu.

Mit der Zeit wurde das Raketenarsenal der Hamas größer, tödlicher und flog deutlich weiter als die ursprünglichen Kassams. So dehnte sich im israelischen Sprachgebrauch auch die Breite des Grenzgürtels aus. Gelegentlich wird „westlicher >Negev“ als Synonym für das Gaza-Umland verwendet. Das ist geografisch nicht ganz richtig, weil der westliche Negev stellenweise eine Ausdehnung von bis zu rund 30 Kilometern von der Gaza-Grenze hat. Dennoch wird der Begriff verwendet.

### 3. Abwehr

Lange Zeit waren die Israelinnen und Israelis den palästinensischen Raketenangriffen wehrlos ausgesetzt. Im Jahr 2007 beschloss schließlich Israels damaliger Verteidigungsminister, Amir Peretz, ein noch im Entwicklungsstadium befindliches Kurzstreckenraketenabwehrsystem zur Bekämpfung der Kassams einzusetzen.

Das auf Hebräisch „Kippat Barsel“ („Eiserne Kuppel“) genannte System kam 2011 erstmals zum Einsatz. Seitdem hat es sich als zuverlässige Abwehrwaffe bewährt und wurde sogar mit der Fähigkeit ausgestattet, Mörsergranaten zu stoppen – auch wenn es keine hundertprozentige Abfangquote vorweisen kann. International wurde es unter seinem englischen Namen „Iron Dome“ bekannt. Allerdings vermochte es die terrorisierende Wirkung des Beschusses aus Gaza nicht ganz auszuschalten.

Im Laufe der Jahre versuchte Israel wiederholt, der Hamas durch begrenzte militärische Operationen Einhalt zu gebieten. Ziel dieser Operationen war nicht die vollständige Zerschlagung der Hamas – diese Vorgabe wurde erst zu Beginn des am 7. Oktober 2023 ausgebrochenen Krieges gemacht –, sondern ihre Schwächung und Abschreckung. Wirklich gelungen war das aber nie.

### 4. Evakuierung

Nach dem Überfall der Hamas ordnete die Regierung die Evakuierung der Zivilbevölkerung aus dem von den Behörden als „Otef Aza“ anerkannten Grenzgebiet in sicherere Landesteile an. Zahlreiche Bewohnerinnen und Bewohner anderer in Grenznähe gelegener Ortschaften verließen ihre Häuser auf eigene

Initiative und auf eigene Kosten. Mit der Zeit setzte eine von der Regierung unterstützte Rückkehrbewegung ein. Allerdings kehrten nicht alle zurück. Vielen blieb das Gaza-Umland zu gefährlich. In der Tat kam es auch während des Krieges zu wiederholtem Beschuss der Ortschaften durch die Hamas.

Eine Umfrage der Hebräischen Universität in Jerusalem, die im Januar 2024 unter den aus dem Landkreis Sdot Ha-Negev Evakuierten durchgeführt worden war, zeigte, dass die große Mehrheit der Befragten mehr Sicherheit vor feindlichen Angriffen verlangte. Das dürfte auch für Bewohnerinnen und Bewohner anderer Teile des Gaza-Umlands gelten. Bei der Umfrage erklärten 73 Prozent der Teilnehmenden, eine Verbesserung der Sicherheitslage werde ihre Entscheidung, nach Hause zurückzukehren, in hohem Maße beeinflussen. Eine weitere zentrale Forderung betraf die Bereitstellung von psychischer Hilfe. Dies war für 71 Prozent der Befragten ein wichtiges Kriterium für eine Rückkehrentscheidung.

## 5. Ausblick

Es gibt noch weitere Voraussetzungen für eine erfolgreiche Wiederbesiedlung des Gaza-Umlands. Selbstverständlich gehört die Wiederherstellung der physischen Infrastruktur dazu: der Wohnhäuser, des Schulwesens und der Unternehmen inklusive der für die Region wichtigen Landwirtschaftsbetriebe. Eine Aufstockung der Etatmittel, mit denen der Staat die Entwicklung der Kommunen fördert, wird ebenfalls von Bedeutung sein.

All das wird lange dauern. Im April 2024 legte die Regierung einen Fünfjahresplan zum Wiederaufbau der Gaza-Grenzregion vor. Es ist aber noch unklar, wie viel Vertrauen und Geduld die Bewohnerinnen und Bewohner an den Tag legen werden. Manche haben sich bereits in anderen Regionen eingerichtet. So bleibt abzuwarten, inwieweit das Gaza-Umland zu seinem früheren Selbst zurückfinden kann.

Wladimir Struminski wurde 1954 in Warschau geboren und siedelte 1969 mit seiner Familie nach Deutschland über. Er schloss das Studium der Betriebswirtschaftslehre an der Universität zu Köln ab.

Er lebt seit 1987 ständig in Israel. Er ist journalistisch tätig und hat für deutsche ebenso wie für israelische Medien gearbeitet. Als Korrespondent und Redakteur hat er sich intensiv mit jüdischer Kultur, Religion und Geschichte, Israel und Nahost sowie mit der NS-Zeit und dem Holocaust beschäftigt. 2013 wurde sein Buch „An allen Fronten. Jüdische Soldaten im Zweiten Weltkrieg“ veröffentlicht.



# Die Interviews





# „Handeln und Solidarität helfen uns, das Trauma zu überwinden“

## Yaniv Hegyi

Interviewt am 02.05.2024



Foto: privat

<b>Geburtsjahr</b>	1973
<b>Geburtsort</b>	Giwatajim
<b>Wohnort</b>	Zum Zeitpunkt des Interviews evakuiert
<b>Beruf</b>	Kibbuzmitglied und ehemaliger Generalsekretär des Kibbuz Be'eri
<b>Zivilgesellschaftliches Engagement nach dem 7. Oktober</b>	Gründer von „710 Memorial“: digitale Dokumentation des 7. Oktober
	
	Projektwebseite von »710 Memorial«, <a href="http://www.710memorial.org">www.710memorial.org</a>

## 1. Zur Person

Mein Name ist Yaniv Hegyi. Ich wurde 1973 in Giwatajim, einer Nachbarstadt von Tel Aviv, geboren. Von 1996 bis 2000 habe ich Industrietechnik und danach Betriebswirtschaft mit Schwerpunkt Technologie und Innovation studiert.

2001 wurde ich technischer Projektleiter in einem Hightechunternehmen. Dann bin ich mit meiner Frau nach North Carolina gezogen. Auch dort arbeitete ich als Projektmanager. Wir waren damals frisch verheiratet. Unsere Tochter wurde in den USA geboren. Zwei Jahre später siedelten wir nach Costa Rica über. Dort war ich für die nationale Telefongesellschaft tätig. 2004 ist dort unser Sohn zur Welt gekommen.

2005 kehrten wir nach Israel zurück. Dieser Schritt bedeutete den Verzicht auf ein luxuriöses Leben in einem großen Haus mit Swimmingpool und zahlreichen Urlaubsreisen. Aber sowohl meiner Frau als auch mir war es wichtig, dass unsere Kinder ihre Großeltern kennen und erleben würden. Wir wollten uns auch wieder zu Hause fühlen, und das ging im Ausland nicht.

Die Eltern meiner Frau lebten im Kibbuz Be'eri, an der Grenze zum Gazastreifen. In Be'eri lebten damals 1 200 Menschen. Genau in diesem Jahr – 2005 – zog sich Israel vollständig aus dem Gazastreifen zurück. Alle dort bestehenden israelischen Siedlungen wurden aufgelöst, und die militärische Präsenz wurde beendet. Wir dachten damals, dass die Palästinenserinnen und Palästinenser zu einem Leben in Frieden bereit sein würden, nachdem wir nicht mehr dort waren. Ich war sehr optimistisch. Deshalb ließen wir uns in dem Kibbuz nieder. Dort wurde unser drittes Kind – eine Tochter – geboren. Die Lebensweise im Kibbuz war mir neu. Ich musste mich erst daran gewöhnen, dass alle Einkünfte geteilt wurden und dass weder Autos noch Häuser Privateigentum waren. Vielmehr stellte der Kibbuz seinen Mitgliedern Behausung zur Verfügung und ermöglichte ihnen die Nutzung der Fahrzeuge. Wir nahmen unsere Mahlzeiten gemeinsam mit anderen Kibbuzmitgliedern im Speisesaal ein. Ich traf also auf eine egalitäre Gesellschaft. Das gefiel mir sehr. Ich identifizierte mich mit dem Wertesystem des Kibbuz, zu dessen Prioritäten Freundschaft, gute Nachbarschaft und gegenseitige Unterstützung gehörten. Das Kollektiv legte viel Wert auf Naturschutz. Viele unserer Mitglieder arbeiteten in der Landwirtschaft.

Anfangs arbeitete ich in der Druckerei. Ich begann ganz unten, in der Schichtarbeit an den Maschinen. Mit der Zeit arbeitete ich mich hoch. Der Kibbuz versetzte mich in die Computerabteilung, die ich später leitete. Von 2016 bis 2020 war ich Generalsekretär des Kibbuz. Das ist eine große Verantwortung.

In dieser Funktion trifft man Entscheidungen über den Wohnort der Mitglieder innerhalb des Kibbuz, über ihren Arbeitsplatz und vieles andere. Ich fühlte mich wie das Oberhaupt einer Familie. Die Konstellation war kompliziert: Die Mitglieder waren für mich eine Art Kunden, für die ich Managementdienste leistete. Sie waren aber auch meine gleichberechtigten Partnerinnen und Partner.

In diesen Jahren gab es sehr viele Spannungen mit den Palästinenserinnen und Palästinensern, die unsere Felder durch Branddrachenattacken und mit gasgefüllten Ballons in Brand setzten. Darüber hinaus lagen wir immer wieder unter Raketenbeschuss. In aller Regelmäßigkeit wurden wir aus unseren Häusern evakuiert. Wir mussten uns innerhalb von 15 Sekunden nach Ertönen des Alarms in Sicherheit bringen. Dadurch waren wir immer in Alarmbereitschaft. Die Sirene konnte jederzeit losheulen und die Menschen im Kindergarten, auf der Straße oder in unserem Zoo überraschen.

Unsere kleine Tochter wurde durch diese Situation schwer traumatisiert. Einmal – sie war damals 10 Jahre alt – ließ ich sie allein im Schutzraum, um anderen Kibbuzmitgliedern zu helfen. Ich dachte, dass sie stark genug sei, um diese Situation zu bewältigen. Doch dem war nicht so. Sie weinte unaufhörlich und wollte sich nicht rühren. Das ging zwei Wochen so, die Situation wurde immer schlimmer. Die Ärzte erklärten uns später, dass sie hypersensibel sei. In Verbindung mit dem Trauma könne das sogar zu Geisteskrankheiten führen. Genau das trat vor fünf Jahren auch ein. Sie brach die Schule ab und litt an schweren posttraumatischen Symptomen. In diesen Jahren hat sie auch ihr Geschlecht geändert und lebt jetzt als Junge.

Die traurige Wahrheit ist, dass alle meine drei Kinder seit unserer Rückkehr nach Israel keine andere Realität als den Krieg kennen.

Was zivilgesellschaftliches Engagement vor dem 7. Oktober betrifft, habe ich viele Initiativen ins Leben gerufen. Dabei ging es mir in erster Linie um friedliche Koexistenz mit den palästinensischen Nachbarinnen und Nachbarn im Gazastreifen. Zum Beispiel hatte ich 2008 die Idee, dass Kibbuzkinder sich um die Tiere in unserem kleinen Zoo kümmern sollten. Außerdem sollten sie Tauben züchten. Das sollten auch palästinensische Kinder im Gazastreifen tun. Es war meine Vision, dass die Kinder auf beiden Seiten des Grenzzauns mithilfe der Tauben miteinander korrespondierten und ihre Briefchen in den sozialen Medien posteten.

Der Kibbuz stimmte der Idee sofort zu. Sogar die israelische Armee konnte ich für das Projekt gewinnen. Der General, der für die Verbindung zwischen dem Staat Israel und dem Gazastreifen verantwortlich war, fand die Idee sogar

sehr gut und sicherte mir die Unterstützung des Militärs zu. Er setzte sich mit der Hamas, die den Gazastreifen beherrschte, in Verbindung, aber diese lehnte die Idee sofort ab. Unter keinen Umständen waren die Hamas-Leute bereit, ein Projekt aufzugreifen, das den Anschein von Normalisierung erwecken würde. Da ich pragmatisch bin, dachte ich mir: „Die Hamas kann ich nicht ändern, also gehe ich zu anderen Dingen über.“

#### ► Hamas

Die Hamas ist eine palästinensisch-islamistische Terrororganisation, deren Name als Abkürzung für „Islamische Widerstandsbewegung“ steht. Die Hamas wurde 1987 gegründet. 2007 übernahm sie gewaltsam die Macht in dem bis dahin von der Palästinensischen Autonomiebehörde<sup>1</sup> regierten Gazastreifen. Erklärtes Ziel der Hamas ist die Zerstörung Israels. Jeglichen Kompromiss mit Israel lehnt sie mit der Begründung ab, dies würde gegen Grundsätze des Islams verstoßen. Innenpolitisch steht sie für eine streng islamistische Herrschaft, im Gazastreifen hat sie ein islamistisches Regime eingeführt. Bei der Gründung der Hamas hegte Israel die Hoffnung, eine „religiöse“ Bewegung könne ein mäßiges Gegengewicht zum palästinensischen Nationalismus bilden. Das erwies sich indessen als eine strategische Fehleinschätzung. Statt mäßigend zu wirken, ging die Hamas zum Terrorismus über und baute eine militärische Struktur inklusive eines hunderte Kilometer langen unterirdischen Tunnelnetzes und einer eigenen Waffenproduktion auf. Sie führte zudem zahlreiche Terroranschläge durch.

In diesem Kontext ist anzumerken, dass der Kibbutz Be'eri in Bezug auf den Konflikt mit den Palästinenserinnen und Palästinensern politisch links steht. Das bedeutet, wir haben uns immer für eine Zweistaatenlösung und für einen Kompromiss eingesetzt. Jedes Jahr sammelten wir Geld für palästinensische Mitarbeitende, die in der Vergangenheit bei uns in der Landwirtschaft und auf dem Bau beschäftigt waren. Wir wollten es ihnen ermöglichen, unter den schwierigen Umständen in Gaza besser zu leben. Den telefonischen Kontakt mit ihnen hielten wir auch dann aufrecht, als die Armee den Grenzübergang aus Sicherheitsgründen sperrte. Wir empfanden das als unsere Pflicht, denn für uns waren sie Freunde.

2022 nahm ich an einem Leadership-Programm der amerikanischen Mandel Foundation teil. Mein Abschlussprojekt bestand darin, eine Residenz für

Kunstschaffende ins Leben zu rufen. Dort sollten israelische und palästinensische Kunstschaffende vier Monate lang zusammenleben und gemeinsame Werke schaffen. Auf diese Idee kam ich, weil ich glaube, dass Schmerz universal ist. Beide Völker müssen lernen, das Leid der anderen Seite zu verstehen. Die Initiative sollte in einer Ausstellung münden, um der Welt zu zeigen, dass Veränderung durch Kunst möglich ist. Ich hatte schon begonnen, Geld für dieses Projekt zu sammeln, doch dann wurde es durch das Massaker vom 7. Oktober zunichte gemacht.

Ich war immer ein überzeugter Friedensaktivist. Nach dem Massaker und angesichts des Jubels, den es bei vielen Palästinenserinnen und Palästinensern auslöste, habe ich meinen Glauben an ein friedliches Zusammenleben jedoch verloren.

Als die Invasion der palästinensischen Terroristen begann, flüchtete ich mit meiner Frau und meinem jüngsten Sohn, der an einer posttraumatischen Belastungsstörung litt, in den Luftschutzraum unseres Hauses. Dort blieben wir von 6:30 bis 21:30 Uhr.

Meine Tochter befand sich bei dem Angriff allein in einem anderen Haus und harnte dort ebenfalls in einem Schutzraum aus. Dasselbe galt für meinen älteren Sohn und meine Schwiegereltern. Ein Familienmitglied gehörte zum Bereitschaftsteam und nahm an der Verteidigung des Kibbuz teil. Mehrere Stunden lang hatte er keine Waffe, doch versuchte er, Menschen zu retten. Etwa zehn Prozent der Bevölkerung des Kibbuz, ungefähr 100 Menschen, wurden ermordet, darunter Babys und eine 90-jährige Frau. 30 unserer Bewohnerinnen und Bewohner wurden nach Gaza entführt, darunter Babys und eine andere 90-jährige Frau. Im Kibbuz selbst haben die Terroristen gemordet, vergewaltigt und Leichen geschändet.

Wir wussten in Echtzeit, was passierte, denn wir hatten Verbindung zu anderen Mitgliedern über WhatsApp. Wir verfolgten, in welchem Viertel und in welchem Haus die Terroristen wüteten. Es kamen grauenhafte Nachrichten: „Ich höre Arabisch vor meinem Fenster, sie sind an der Tür, sie sprengen die Tür. Sie sind in mein Haus eingedrungen, bitte helft uns! Wir versuchen die Tür des Schutzraums zu versperren.“ Die Hilferufe wurden immer verzweifelter: „Sie schießen durch die Tür und ermorden alle!“ Einige sprachen das Schma-Jisrael-Gebet.

Im Kibbuz gab es keine Verwundeten – und zwar aus dem grauenhaften Grund, dass alle Opfer ermordet wurden. Unsere Familie hatte großes Glück, wir blieben alle am Leben. Aber wir hörten aus unserem Versteck, wie unsere Nachbarin von den Angreifern gefoltert wurde. Das war schrecklich. Mein Sohn ist

### ► Sch'ma Jisrael

Die Wörter „Sch'ma Jisrael“ („Höre, Israel!“) sind der Beginn und zugleich die Bezeichnung eines der wichtigsten jüdischen Gebete, mit dem die Einheit Gottes bekräftigt wird. Zugleich ist es ein grundlegendes Bekenntnis zum Judentum. Der erste Satz lautet: „Höre Israel, der HERR unser Gott, der HERR ist Einer.“ Das Gebet ist integraler Teil der jüdischen Liturgie. Es wird aber von jeher auch im Angesicht des Todes gesprochen. Laut jüdischer Überlieferung sagte der berühmte jüdische Schriftgelehrte Rabbi Akiwa das Sch'ma Jisrael auf, während er im Jahr 135 nach der Zeitenwende bei einem Aufstand gegen die römische Herrschaft im Land Israel von römischen Legionären zu Tode gefoltert wurde.

von ihren Schreien aufgewacht. Das Haus meiner Schwiegereltern brannten die Terroristen nieder. Wir waren sicher, dass die Eltern meiner Frau ermordet worden waren. Erst spät in der Nacht trafen wir sie wieder. Uns ist bis heute nicht klar, warum die Mörder nicht in ihren Schutzraum eingedrungen sind.

Am 7. Oktober wurden aber auch viele Heldentaten vollbracht. Kibbuzmitglieder holten ihre Nachbarinnen und Nachbarn in ihren eigenen Schutzraum, damit sie nicht allein blieben. Dafür riskierten sie ihr Leben. Ein Nachbar von uns ließ seine Frau und seine Kinder im Haus zurück und brachte eine Frau in den Schutzraum eines anderen Nachbarn, wohl wissend, dass Terroristen in der Nähe waren.

In dieser furchtbaren Situation zeigten viele Menschen Stärke. Eine Nachbarin war mit ihren drei Kindern allein geblieben, ihr Mann kämpfte draußen gegen die Terroristen. Sie hatte Angst und bat uns um Unterschlupf. Sie rannte mit ihren Kindern unter Beschuss zu uns. Die Terroristen versuchten, sie zu ermorden, aber sie konnte entkommen. In dieser Situation zeigte mein sonst so verletzlicher Sohn Stärke. Er machte mit der Frau Atemübungen, um sie zu beruhigen. Sie hatte hyperventiliert. Er spielte auch mit ihren Kindern, um sie abzulenken.

Mein nur 15-jähriger Sohn dachte wohl, dass wir diesen Überfall nicht überleben würden. Das bewog ihn dazu, mir zu sagen: „Ich verzeihe dir, dass du mich vor fünf Jahren allein gelassen hast.“ Zwei Zivilisten, israelische Siedler aus dem Westjordanland, kamen, um uns zu retten. Dabei waren sie im politischen Alltag meine Widersacher. Einer von ihnen kam am nächsten Tag im Kampf gegen die Hamas ums Leben.

## 2. Das zivilgesellschaftliche Engagement nach dem Massaker

Die Ereignisse am 7. Oktober im Kibbuz Be'eri waren die Hölle auf Erden. Doch die Menschen legten auch und gerade in dieser Situation viel Mut und Solidarität an den Tag. Daher habe ich ein Projekt konzipiert, aus dem inzwischen eine gemeinnützige Organisation hervorgegangen ist. Zusammen mit meinem Team sammle ich alle WhatsApp-Nachrichten, einschließlich Fotos und Videos, die am 7. Oktober in der angegriffenen Region verschickt wurden. Dafür durchforsten wir alle Städte, Dörfer und Kibbuzim im westlichen > Negev. Wir sammeln auch WhatsApp- und Telegram-Nachrichten vom Nova-Festival, das bei uns in der Nähe stattgefunden hat.

Die Idee ist mir wenige Tage nach dem Massaker gekommen. Ich war mit meiner Familie im Kibbuz Ein Gedi am Toten Meer, wohin wir evakuiert worden waren. Wir lagen auf Matratzen im selben Zimmer nebeneinander. Nachts kam mir dann diese Idee. Vor meinem geistigen Auge sah ich meine noch nicht geborenen Enkelkinder, die das digitale Museum des 7. Oktober besuchen würden. Sie würden eine interaktive Landkarte von Be'eri sehen. Auf dieser Karte könnten sie unsere Namen und unseren Bezirk auswählen und so zu unserem Haus gelangen. Sie würden alle Nachrichten sehen, die wir aus dem Schutzraum geschickt und dort empfangen haben. So würden sie verstehen, was mit uns geschehen ist. Sie würden auch die Bilder und die Videos sehen.

Am nächsten Tag erzählte ich meiner Frau von meiner Idee. Sie fand den Ansatz sehr gut, auch wenn sie nicht verstand, woher ich die Energie nehmen würde, solch ein Projekt umzusetzen. Man muss sich vor Augen halten, dass wir schwer traumatisiert waren. Ich hatte Schlafstörungen, ich träumte regelmäßig von Leichen und Morden. Doch die Idee hatte sich in mir festgesetzt. Ich teilte sie mit anderen Kibbuzmitgliedern, und auch sie reagierten sehr positiv. Alle boten mir ihre Hilfe an.

Jetzt bauen wir ein Archiv auf. Seit Beginn des Projekts laden wir alle WhatsApp-Nachrichten herunter, derer wir habhaft werden. Es ist ein Wettlauf gegen die Zeit, damit sie nicht gelöscht werden. In jedem Kibbuz, jedem Moschaw und in jeder Stadt haben wir Verbindungspersonen.

Die nächste Phase besteht darin, eine technologische Infrastruktur zu schaffen, um das gesammelte Material zu präsentieren. Dank meiner früheren beruflichen Verbindungen steht uns in diesem Bereich viel Hilfe zur Verfügung.



Wir wollen ein geografisches Informationssystem in der virtuellen Realität entwickeln. Die WhatsApp-Nachrichten sollen von Beginn an in zahlreiche Sprachen übersetzt werden. Um ein Beispiel zu geben: Ein 25-jähriger deutscher Geschichtsstudent besucht das virtuelle Museum. Beim Eintritt wird er nach seinem Alter, seinen Hobbies und anderen Details gefragt. Daraufhin wird ihm ein Israeli „zugewiesen“, der am 7. Oktober möglichst ähnliche Charakteristika hatte. Anschließend taucht der Besucher in die persönliche Geschichte dieses Israelis ein.

Inzwischen ist das „710 Memorial“ ein eingetragener Verein. Wir haben Freiwillige, die sich bei uns engagieren. Vier von diesen Personen arbeiten in Vollzeit; ich will die erforderliche Finanzierung aufbringen, um sie als bezahlte Mitarbeitende anstellen zu können. Ich selbst bleibe ehrenamtlich tätig.

Unsere Freiwilligen sammeln die WhatsApp-Nachrichten an den unterschiedlichsten Orten. Wir haben inzwischen auch eine eigene Homepage, auf der man WhatsApp-Nachrichten einstellen kann.

Mein Ziel ist es, mindestens 20000 Menschen zu erreichen und ihre Dokumente zu sammeln. Inzwischen konnten wir Partner für die Initiative



Yaniv Hegyi mit seinem Team. Foto: privat

gewinnen. Wir arbeiten mit der israelischen Nationalbibliothek, der Kibbuz- und der Moschawbewegung sowie der Mandel Foundation zusammen. Diese Kooperationen sind für die Verbreitung und die Zukunft des Projekts von großer Bedeutung.

Obwohl ich an die Zukunft denke, fokussiere ich auf das Hier und Jetzt. Wenn wir das Museum in zwei Jahren eröffnen könnten, wäre es ein großer Erfolg. Aber auch nach der Eröffnung wird die Arbeit nicht enden, weil immer mehr Zeugnisse ans Licht kommen und wohl noch kommen werden.

### 3. Persönliche Motivation und gesellschaftliche Ziele

Dieses Projekt wendet sich zuallererst an die Überlebenden des Massakers und ihre Angehörigen. Unsere Arbeit bildet für sie einen sicheren Raum, der Teil ihres Heilungsprozesses wird. Am 7. Oktober haben sie sich vollkommen hilflos gefühlt. Die Tatsache, dass ihre Nachrichten, Fotos und Videos für uns von Bedeutung sind, verleiht ihnen eine Stimme. Diese Stimme ist ein Mittel gegen das Posttrauma, denn ihre Dokumentation hat Bedeutung für die nachfolgenden Generationen. Ihre Enkelkinder werden wissen, was geschehen ist. Mir zum Beispiel bedeutet das sehr viel, denn ich weiß nicht, was meinen Großeltern im Holocaust wiederfahren ist. Sie haben es mir zwar erzählt, aber ich war zu jung, um zuzuhören. Jetzt ist es zu spät. Deshalb möchte ich heute dokumentieren, was mit uns passiert ist.

Ich halte es für wichtig, dass wir nicht nur als Opfer gesehen werden. Die Tapferkeit und der Zusammenhalt der Menschen sind für die Erinnerung genauso wichtig.

Auf diese Art und Weise geben wir das Narrativ der Kibbuzim und anderer betroffener Ortschaften weiter. Wir können Akte von Mut und Solidarität dokumentieren. Die Erinnerung an sie wird auch in 100 Jahren fortbestehen.

Ich habe beispielsweise Angehörige von Tamar Kedem Siman Tov in Kibbuz Nir Oz besucht. Sie war eine Künstlerin und kandidierte auch für das Amt der Landkreisvorsitzenden der Eschkol-Region. Sie wurde zusammen mit ihrem Mann und ihren drei Kindern von den Terroristen ermordet. Ihre Eltern und ihre Schwester haben mir ihre WhatsApp-Nachrichten überlassen. Wir waren fast vier Stunden dort, und ich merkte, wie wichtig unser Interesse für ihre Familie war. Obwohl Tamar am 7. Oktober bis zu ihrer Ermordung im Schutzraum eingesperrt war, versuchte sie, solange es ging, anderen zu helfen. Das soll ihr Vermächtnis bleiben.

## 4. Welche Ressourcen bringst du für das Engagement mit?

Meine grundlegenden Ressourcen sind eine klare Vision und eine damit verbundene Strategie. Sie machen die Idee für andere anschlussfähig. Darüber hinaus stellen unsere Freiwilligen und unsere Partner eine unschätzbare Hilfe dar.

Die Medien haben dem Projekt große Aufmerksamkeit geschenkt. Das hilft bei seiner Verbreitung. Die Nationalbibliothek hat mich als Redner zu einem großen Kongress eingeladen. Du interviewst mich für ein deutsches Publikum. Dieses Interesse bestärkt mich in der Überzeugung, dass meine Idee gut ist.

Die Unterstützung meiner Frau und meiner ganzen Familie ist eine wichtige Ressource. Mein Kibbuz ermöglicht es mir, viel Zeit in diese Initiative zu investieren. Sie geben mir Rückhalt. Ich weiß, dass die Menschen, die mir nahe stehen, versorgt sind. Das gibt mir Energie. Ich selbst bin in Therapie und treibe viel Sport. Ich schwimme und gehe surfen, wann immer ich kann. Diese Aktivitäten lindern mein Trauma.

Nach dem 7. Oktober habe ich gelernt, meine Schüchternheit abzulegen. Wenn jemand fragt, ob ich Hilfe brauche, dann antworte ich: „Ja“ und sage der Person auch gleich, wie sie mich unterstützen kann. Das begann während der Evakuierung, als Leute mich fragten: „Was brauchst du?“ Ich antwortete: „Ich brauche eine Hose, um ins Fitnessstudio zu gehen.“ Dieses Prinzip wende ich auch für das „710 Memorial“ an. Es ist mir klar, dass ich nicht immer bekommen werde, was ich will. Das ist auch in Ordnung. Aber ich werde es versuchen. Ich habe verstanden, dass die meisten Menschen wirklich helfen wollen, und ich sage ihnen, wie sie das am besten tun können. Ich brauche definitiv keine Ratschläge, sondern praxisorientierte Unterstützung.

Meine gute Vernetzung hat mir auch sehr geholfen, das Projekt voranzutreiben. Zum Beispiel besuchte mich ein Freund, der als Journalist arbeitet, im Kibbuz Ein Gedi, in den wir evakuiert worden waren. Anschließend erzählte er einem ranghohen Offizier von meiner Idee. Dieser wiederum vernetzte mich mit Technologiefachleuten. So entstand der Kontakt zu Osnat Gilboa, der Frau, die inzwischen für die Technologie unseres Vereins verantwortlich ist. Sie kündigte ihre Arbeit und engagiert sich seitdem ehrenamtlich für uns. Eine andere Kontaktperson ist der Geschäftsführer eines Unternehmens, der mich in strategischen Fragen berät.

Die Mandel Foundation, an deren Leadership-Programm ich teilgenommen habe, bot mir ebenfalls ihre Unterstützung an. Ich antwortete ihnen: „Ich

brauche ein Strategiepapier.“ Daraufhin finanzierten sie einen Experten, der dieses Papier verfasste.

Auf diese Art und Weise ist das Projekt schnell gewachsen. Ein weiterer wichtiger Faktor ist die Tatsache, dass ich im westlichen > Negev lebe. Deswegen vertrauen mir die Menschen in der Region und stellen mir ihre WhatsApp-Nachrichten bereitwillig zur Verfügung.

## **5. Was hat dein Engagement dir persönlich gebracht?**

Es ist ein Teil meines Heilungsprozesses. Es lindert mein Trauma. Es erhöht mein Selbstwertgefühl, weil ich etwas Gutes für die Menschheit tue.

Die Arbeit ist auch interessant und herausfordernd. Ich lerne viele neue Dinge und treffe Menschen, denen ich sonst nicht begegnet wäre.

## **6. Was würdest du Menschen in Deutschland raten, die in ihrem eigenen Umfeld Initiative ergreifen möchten?**

Ein Trauma kann durch viele Ereignisse bewirkt werden, zum Beispiel durch einen Unfall, eine Erkrankung, einen Todesfall oder einen Terroranschlag. Das Trauma erzeugt im Menschen ein Gefühl der Hilflosigkeit. Er fühlt sich schuldig und fragt sich: „Warum habe ich das nicht verhindert?“ Das ist eine natürliche Reaktion, doch sehr ungesund für die Seele. Schuldgefühle sind durchaus nachvollziehbar, doch sollte man ihnen nicht auf Dauer die Kontrolle über das eigene Leben überlassen.

Mir wurde schnell klar, dass ich nicht in diesem Zustand verweilen durfte. Das ist auch mein Rat für andere, die ein Trauma erleben: Widme dich einem Anliegen, denn das gibt dir die Kontrolle zurück. Handeln und Solidarität helfen uns, das Trauma zu überwinden.

## **Anmerkung**

- 1 „Autonomiebehörde“ ist die in Deutschland übliche Bezeichnung. Der offizielle englischsprachige Name, wie ihn die Behörde selbst verwendet, lautet „Palestinian National Authority“.



„Als Israelin erfüllt es mich mit Freude und Stolz, dass die Zivilgesellschaft sich von ihrer besten Seite gezeigt hat“

## Yael Cyment

Interview am 26.01.2024



Foto: privat

Geburtsjahr	1979
Geburtsort	Netania
Wohnort	Kibbuz Ma'abarot
Beruf	Akupunkteurin
Zivilgesellschaftliches Engagement nach dem 7. Oktober	Traumabewältigung

## 1. Zur Person

Ich wurde 1979 in Israel geboren. Meine Eltern stammen aus Argentinien. 1976 sind sie nach Israel ausgewandert. Sie ließen sich in der Stadt Netania nieder.

1988 zog ich mit meinen Eltern und meinem Bruder in den Kibbuz Ma'abarot, wo ich bis heute lebe. Der Kibbuz hat circa 1000 Bewohnerinnen und Bewohner.

### ► Kibbuzim und ihre Jugendbewegungen

Der Kibbuz ist eine besondere israelische Siedlungsform. Der erste Kibbuz wurde 1910 gegründet. Die Kibbuzim wurden als sozialistisch-kollektive Siedlungen mit gemeinsamer Arbeit und gemeinsamem Eigentum aller Mitglieder konzipiert. Im Lauf der Jahrzehnte passte sich ihre Struktur dem sozialen und wirtschaftlichen Wandel an. Die Kibbuzim, die ursprünglich landwirtschaftlich ausgerichtet waren, beschäftigten später bezahlte Arbeitskräfte und bauten Industriebetriebe auf. Die völlige materielle Gleichheit wurde zumeist zugunsten einer wirtschaftlichen Schichtung mit unterschiedlichen Einkommensstufen aufgegeben. Die Kibbuzim spielten und spielen eine wichtige Rolle in der israelischen Gesellschaft, wohingegen sie ihre einstmals führende Rolle in der Politik weitgehend eingebüßt haben. Ihre Jugendbewegungen (beispielsweise ► „Ha-Schomer Ha-Tzair“) engagieren sich zugunsten sozial benachteiligter Bevölkerungsschichten, unter anderem durch einen einjährigen Sozialdienst, der den Wehrdienst nicht ersetzt, sondern ihn lediglich aufschiebt.

Seit 19 Jahren praktiziere ich als Akupunkteurin chinesische und japanische Medizin. Neben meiner privaten Praxis behandle ich Patientinnen und Patienten von Krankenkassen. Ich therapiere auch Mitglieder des Kibbuz.

Ehrenamtliches Engagement ist ein integraler Bestandteil des gemeinschaftlichen Lebens im Kibbuz. Daher ist es mir seit meiner Kindheit vertraut. Im Kibbuz mussten wir als Kinder einmal in der Woche arbeiten, auch in den Ferien. Ich machte Kinderbetreuung und Küchendienst und habe auch gefischt. Damals war das keine freie Wahl. Allerdings hat sich der Gedanke des Helfens mir dadurch nachhaltig eingepreßt und sich zu einem wesentlichen Teil meiner Persönlichkeit entwickelt.

Im täglichen Leben im Kibbuz gab und gibt es viele gemeinsame Aufgaben, zum Beispiel an den Feiertagen, die die ganze Gemeinschaft zusammen begeht.

Die Kinder werden schon früh in die Organisation der Veranstaltungen einbezogen, sei es beim Einkaufen, Aufräumen oder Kochen. Das heißt, man ist es gewohnt, sich innerhalb der Gemeinschaft in verschiedenen Bereichen einzubringen und Freiwilligenarbeit zu organisieren.

Wir wechselten die Aufgaben regelmäßig. So eignete ich mir viele Kenntnisse an und schuf ein großes Netzwerk. Beides hat mir bei meinem späteren Engagement sehr geholfen.

Wir Israelinnen und Israelis haben diesen Drang, uns auf die eine oder andere Art freiwillig zu engagieren. Wir sind für unseren ständigen Einsatz und unsere Spendenfreudigkeit bekannt. Insofern ist mein Engagement nichts Besonderes.

Vielleicht liegt das daran, dass der Staat Israel ein sehr kleines Land ist und ständig bedroht wird. Es gibt aber auch eine historische Dimension. Juden in der Diaspora lebten in eigenen Gemeinden, wurden angefeindet und waren deshalb sehr stark auf gegenseitige Hilfe angewiesen. Sonst hätten sie als Gemeinschaft nicht überlebt. Das kennen wir aus Erzählungen und aus unserer Kultur. Das Engagement für andere ist – bewusst oder unbewusst – Teil unserer jüdischen Identität. Vielleicht ist es paradox, dass man im Staat der Juden diesen Zusammenhang nicht bewusst wahrnimmt, gerade weil er so selbstverständlich ist.

## 2. Das zivilgesellschaftliche Engagement nach dem Massaker

Am 7. Oktober 2023 überfielen Terroristen der palästinensischen Hamas das Nova-Festival, ein beliebtes Event für elektronische Trance-Musik in der >Negev-Wüste, fünf Kilometer von der Grenze zum Gazastreifen entfernt. Rund 4000 Menschen feierten dort, als der Überfall begann. Die meisten Feiernden waren im Alter zwischen 22 Jahren und Anfang 30. Es gab auch Paare mit Kindern.

Um 6.30 Uhr am Morgen fand ein Raketenangriff statt. Gleichzeitig drangen die Terroristen auf israelisches Territorium ein und fielen mordend, folternd und vergewaltigend über die Feiernden her. Sie riegelten alle Straßen ab. So entstand ein sehr langer Stau, als die Überfallenen mit ihren Wagen zu fliehen versuchten. Die Terroristen gingen einfach von Auto zu Auto und mordeten, entführten und vergewaltigten ihre Opfer. Sie verbrannten Menschen bei lebendigem Leib. Binnen kürzester Zeit ermordeten sie 364 Menschen und entführten Dutzende von Geiseln.



### ► Hamas

Die Hamas ist eine palästinensisch-islamistische Terrororganisation, deren Name als Abkürzung für „Islamische Widerstandsbewegung“ steht. Die Hamas wurde 1987 gegründet. 2007 übernahm sie gewaltsam die Macht in dem bis dahin von der Palästinensischen Autonomiebehörde regierten Gazastreifen. Erklärtes Ziel der Hamas ist die Zerstörung Israels. Jeglichen Kompromiss mit Israel lehnt sie mit der Begründung ab, dies würde gegen Grundsätze des Islams verstoßen. Innenpolitisch steht sie für eine streng islamistische Herrschaft, im Gazastreifen hat sie ein islamistisches Regime eingeführt. Bei der Gründung der Hamas hegte Israel die Hoffnung, eine „religiöse“ Bewegung könne ein mäßigendes Gegengewicht zum palästinensischen Nationalismus bilden. Das erwies sich als eine strategische Fehleinschätzung. Statt mäßigend zu wirken, ging die Hamas zum Terrorismus über und baute eine militärische Struktur inklusive eines hunderte Kilometer langen unterirdischen Tunnelnetzes und einer eigener Waffenproduktion auf. Sie führte zudem zahlreiche Terroranschläge durch.

Entkommen konnten nur diejenigen, die es rechtzeitig geschafft hatten, in Autos zu steigen oder solche, die über die Felder geflohen waren. Allerdings wurden viele auch bei diesem Fluchtversuch von den Angreifern gefasst. Diejenigen, die es herausgeschafft haben, sind schwer traumatisiert.

Fünf Tage später wurde auf der sogenannten Ronit-Farm ein Ad-hoc-Therapiezentrum für die Überlebenden eingerichtet. Die Ronit-Farm ist ein großes Areal, auf dem normalerweise Hochzeiten stattfinden. Der Besitzer stellte es kostenlos zur Verfügung. Es war eine private Initiative. Ihr Ziel war es, das Trauma der Überlebenden unmittelbar nach dem Ereignis zu behandeln, bevor es sich bleibend verfestigen würde.

Der größte israelische Lieferant komplementärmedizinischer Ausrüstungen gab eine Anzeige auf Facebook auf, um diese Initiative zu unterstützen. Es ist in Israel nichts Ungewöhnliches, dass Aufrufe zur Hilfe über die sozialen Medien massiven Zuspruch erhalten. Israel ist ein kleines Land, wir sind alle vernetzt.

Die Mobilisierung erfolgte sofort, wirklich sofort. Die Initiatoren stellten ein Team zusammen, das sich aus alternativen Therapeutinnen und Therapeuten, Psychiaterinnen und Psychiatern sowie Psychologinnen und Psychologen zusammensetzte. Es wurden bekannte Expertinnen und Experten auf ihren



Yael Cyment bei der Therapie von Überlebenden des Nova-Festivals. Foto: privat

jeweiligen Fachgebieten angesprochen. Die positive Resonanz war unglaublich. Es schien, als würden die Therapierenden von der Idee zu helfen magnetisch angezogen.

Wir arbeiteten jeden Tag in zwei Schichten. Ich kam normalerweise morgens und blieb bis zum Abend, viermal die Woche. Es war sehr intensiv. Da auch immer Psychologinnen und Psychologen sowie Psychiaterinnen und Psychiater anwesend waren, konnten sie sofort reagieren, wenn Behandelte ihre Hilfe brauchten. Die Behandlung war umfassend und integrativ.

Wir wollten es ihnen mit dieser Ersten Hilfe ermöglichen, mit der Verarbeitung der furchtbaren Ereignisse unmittelbar nach dem Geschehen zu beginnen.

Die Mehrheit der Überlebenden hat sich an uns mit der Bitte um Hilfe gewandt. Die genaue Zahl weiß ich nicht, schätze aber, dass etwa 2 000 Überlebende der Party auf der Ronit-Farm therapiert wurden. Anfangs waren sie, obwohl sie in ihrer Not Hilfe suchten, eher misstrauisch. Als sie aber merkten, dass die Behandlung ihnen guttat, sprach sich das Projekt unter den Betroffenen schnell herum. Viele sagten uns, dass es der einzige Ort sei, an dem sie ungestört zusammen sein könnten. Sie brauchten das Miteinander, weil sie so kurz nach dem Geschehen die Sorge ihrer Familien nicht ertragen konnten und auch mit Außenstehenden nicht über ihre Gefühle sprechen wollten.

Das Projekt lief fast drei Monate. Das ist eine große Leistung. Meines Erachtens wurde sie möglich, weil die meisten Israelinnen und Israelis direkt oder indirekt von diesem fürchterlichen Massaker in Mitleidenschaft gezogen wurden. Und wenn alle auf die eine oder andere Weise betroffen sind, wollen alle auch helfen. Wir fühlen den Schmerz und bieten unsere Unterstützung an.

Nach diesen langen Wochen war ich sehr erschöpft. Daher habe ich jetzt eine Auszeit genommen. Das bedeutet aber nicht, dass ich mich nicht mehr ehrenamtlich engagiere: Zum Beispiel behandle ich kostenlos Menschen, die aus ihren zerstörten Häusern im Süden evakuiert und in Hotels im Landesinneren untergebracht wurden. Dafür habe ich bei der Organisation „Acupuncturists without Borders“ eine Ausbildung gemacht. Ich habe gelernt, große Gruppen mit Akupunktur zu behandeln.

### 3. Persönliche Motivation und gesellschaftliche Ziele

Mein Ziel war es, das Trauma zu lindern. Ich wollte die Traumatisierten aus dem anfänglichen Schockzustand rausholen, ihren Lebenswillen stärken und sie zu der Einsicht bringen, dass sie unterschiedliche Formen der Therapie in ihr Leben integrieren müssen. Und es ist für mich ein Erfolg, dass viele meiner Patientinnen und Patienten von der Ronit-Farm weiterhin Behandlungsangebote in Anspruch nehmen. Über die Erste Hilfe hinaus wollte ich in ihnen das Bewusstsein für die Notwendigkeit der Therapie wecken. Natürlich ging das nicht bei allen. Ein ermutigendes Beispiel ist aber ein junger Mann, den ich bis heute behandle. Erst gestern war er hier, er macht enorme Fortschritte. Er arbeitet wieder, und er glaubt an die Therapie. Seine Entwicklung zeigt mir, dass mein Ansatz richtig ist. Ich glaube, dass die Initiative ihr Ziel erreicht hat.

Mein grundsätzliches Ziel als Israelin ist – über dieses spezifische Projekt hinaus – die Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts. Die israelische Gesellschaft ist sehr gespalten, es werden viele Kämpfe ausgefochten. Das gilt nicht nur für den Konflikt mit den Palästinenserinnen und Palästinensern. Auch innergesellschaftlich gibt es sehr viele Trennlinien.

Dennoch – oder vielleicht gerade deswegen – sehe ich starken Zusammenhalt als einen unerlässlichen und integralen Bestandteil unserer Gesellschaft. Ich weiß, dass es immer jemanden gibt, der mir hilft. Wenn jemand auf der Straße Hilfe braucht, eilen sofort mehrere Menschen herbei. Ich möchte, dass Israel so bleibt! Daher möchte ich der jungen Generation ein gutes Vorbild sein.

## 4. Welche Ressourcen bringst du für das Engagement mit?

Ich bin schon immer meinen eigenen Weg gegangen, ohne viele Kompromisse einzugehen, auch privat. Ich habe mich scheiden lassen, als unsere Tochter zweieinhalb Jahre alt war. Wenige Frauen tun das.

Meine professionelle Expertise beruht auf einer guten Ausbildung. Das war mir sehr wichtig. Ich habe das Gefühl, dass die Folgen des Massakers am 7. Oktober mich herausgefordert haben, über meine Grenzen hinauszuwachsen. Der Moment gab mir, wie auch vielen anderen, die Möglichkeit, „in großem Format“ zu helfen. Hinzu kommt, dass ich in einem Kibbuz lebe. In dieser Solidargemeinschaft habe ich keine finanziellen Sorgen. Ich konnte alles stehen und liegen lassen. Mein Umfeld hat mich unterstützt. Meine Eltern haben mir sehr geholfen. Meine zehnjährige Tochter hat meine häufige Abwesenheit in diesen Wochen akzeptiert, obwohl es ihr keineswegs leicht fiel. Alle verstanden, dass ich nicht anders konnte, als diesen schwer traumatisierten jungen Menschen zu helfen.

Ein weiterer wichtiger Faktor ist mein Netzwerk. Damit meine ich zum Beispiel den Initiator des Projekts, mit dem ich auch befreundet bin. Er war mein Patient, und er beliefert mich auch mit Zubehör, das ich für meine Arbeit brauche. Netzwerke sind unerlässlich. Denn die Menschen in unserem Umfeld inspirieren und ermutigen uns auch oft.

Meine Ressourcen sind eine Kombination dieser Faktoren. Dabei war Präzision mein Leitmotiv. Ich meine Genauigkeit in der Auswahl des Engagements ebenso wie beim Vorgehen. Erst als ich genau wusste, was mein Ziel war, lief ich sozusagen los.

## 5. Was hat dein Engagement dir persönlich gebracht?

Diese Erfahrung hat mich persönlich bereichert. Die Zerbrechlichkeit der Überlebenden war unvorstellbar. Ich bin stolz darauf, dass ich unter den Ersten war, die helfen konnten. Es erfüllt mich mit Freude, dass ich sie umarmt habe, dass ich sie behandelt habe. Dass ich es geschafft habe, junge Menschen in solch einer furchtbaren Krise zu unterstützen.

Als Israelin erfüllt es mich mit Freude und Stolz, dass die Zivilgesellschaft sich von ihrer besten Seite gezeigt hat. Alle packten mit an, die Humanität und die Hilfe für die Überlebenden des Massakers kannten keine Grenzen. Und es gibt immer noch Menschen in Israel, die humanitäre Hilfe für Gaza leisten.

Im Bereich der Katastrophenhilfe auf internationaler Ebene sind wir ganz vorn dabei. Das sind Dinge, von denen viele im Ausland nichts wissen. Ich bin stolz darauf, ein Teil davon zu sein. Das ist es, was mich antreibt.

## **6. Was würdest du Menschen in Deutschland raten, die in ihrem eigenen Umfeld Initiative ergreifen möchten?**

Es scheint mir immer sinnvoll, klein zu beginnen und in der eigenen Umgebung nach Möglichkeiten des Engagements zu suchen. Dann ist es auch einfacher, ein Projekt umzusetzen. Mir hat als Leitmotiv gedient, die Zielgruppe präzise zu definieren und zu erkennen, was ich leisten kann – und was nicht. Das hat mir den Weg zu erfolgreichem Engagement geebnet.

Mir ist klar, dass die Lesenden in Deutschland ganz andere Lebensumstände haben als ich. Ich bin aber überzeugt, dass es immer jemanden in unserem Umfeld gibt, der Hilfe braucht – egal, wo und wie wir leben.

Das kann bei ganz kleinen Dingen beginnen, wie zum Beispiel Menschen bewusst wahrzunehmen und anzusprechen. Ich gehe auf Menschen zu und frage sie, ob sie Hilfe brauchen. Und wenn man das tut, erkennt man, wie viele von uns auf die Aufmerksamkeit und Unterstützung von anderen angewiesen sind. Man kann beispielsweise Hilfe in Form von Geschenken für Erkrankte initiieren.

Schülerinnen und Schüler können Projekte im Klassenzimmer beginnen und sie dann kontinuierlich erweitern. Für Erwachsene ist es immer möglich, ein Projekt am Arbeitsplatz zum Nutzen von Kolleginnen und Kollegen vorzuschlagen. Oder man kann Betriebsangehörige zum ehrenamtlichen Engagement ermutigen. In Israel besuchen beispielsweise Mitarbeitende von Firmen einmal im Monat Holocaustüberlebende, oder sie helfen sozial benachteiligten Kindern beim Lernen.

# „Wenn die Kanonen donnern, dürfen die Musen nicht schweigen“

## Dana Arieli

Interviewt am 07.02.2024



© Dana Arieli, Foto: Sivan Farag

Geburtsjahr	1963
Geburtsort	Jerusalem
Wohnort	Jerusalem
Beruf	Geschichtspräsidentin und Fotografin
Zivilgesellschaftliches Engagement nach dem 7. Oktober	Fotodokumentation



Fotos von Dana Arieli auf facebook.com,  
[www.facebook.com/dana.arieli](http://www.facebook.com/dana.arieli)

## 1. Zur Person

Ich wurde 1963 in Jerusalem geboren, wo ich bis heute lebe. Ich bin Historikerin und befasse mich mit der Geschichte des Nationalsozialismus. Mein Forschungsschwerpunkt liegt auf der Beziehung zwischen totalitären Kräften und der Kunst, hauptsächlich im nationalsozialistischen Deutschland und in anderen totalitären Systemen.

Von 2012 bis 2019 war ich Dekanin der Fakultät für Design am Holon Institute of Technology bei Tel Aviv. Zuvor war ich Leiterin des Fachbereichs Geschichte und Theorie an der Jerusalemer Bezalel Academy of Arts and Design und Fakultätsmitglied des Fachbereichs Politikwissenschaft an der Universität Tel Aviv.

Ehrenamtlich engagiere ich mich schon seit langer Zeit, denn Pro-Bono-Arbeit halte ich für sehr wichtig. Dabei überschneiden sich meine beruflichen und meine zivilgesellschaftlichen Schwerpunkte, nämlich Kunst und Politik. Es ist stets mein Bestreben, mich den vordringlichsten Herausforderungen zu stellen.

In den 1980er-Jahren war ich in der Friedensbewegung ▶ „Peace Now“ aktiv. Die Ermordung des damaligen Premierministers Jitzchak Rabin durch den

### ▶ Das Attentat auf Jitzchak Rabin

Jitzchak Rabin übernahm 1992 – zum zweiten Mal im Lauf seiner politischen Karriere – das Amt des israelischen Ministerpräsidenten. Im Jahr 1993 unterzeichnete Israel unter seiner Führung ein Interimsabkommen mit der Organisation für die Befreiung Palästinas (▶ PLO), das sogenannte erste Osloer Abkommen. Darin erkannte die PLO Israels Existenzrecht an, während Israel ihr den Status der alleinigen Vertreterin des palästinensischen Volkes zugestand. Der dadurch eingeleitete Friedensprozess wurde von der rechten parlamentarischen und außerparlamentarischen Opposition vehement abgelehnt. Gegnerinnen und Gegner des Osloer Prozesses starteten eine Verleumdungs- und Hasskampagne gegen den Premier. Am 4. November 1995 wurde Rabin nach einer Friedenskundgebung in Tel Aviv von dem Rechtsextremisten Jigal Amir erschossen. Das Attentat löste in großen Teilen der israelischen Bevölkerung ebenso wie international tiefe Erschütterung aus.

Die aufgrund des ersten Osloer Abkommens ins Leben gerufene Palästinensische Autonomiebehörde wird bis heute von der internationalen Gemeinschaft als legitime Regierung der palästinensischen Gebiete anerkannt.

jüdischen Rechtsextremisten Jigal Amir im Jahr 1995 bewog mich, für meine politischen Überzeugungen zu kämpfen.

Damals hatte die israelische Linke gehofft, ein Frieden mit den Palästinenserinnen und Palästinensern sei möglich. Durch das Attentat auf Rabin wurde dieser Optimismus jäh zerschlagen. Das veranlasste mich, in meiner Forschung und Lehre verstärkt auf Israel zu fokussieren. Ich habe zwei Bücher über den Mord an Rabin geschrieben.

Seit die Ende 2022 gewählte rechtsextreme Regierung versucht hat, die Demokratie im Allgemeinen und die Justiz im Besonderen zu untergraben, nahm ich jede Woche an Demonstrationen teil. Ich hätte nicht gedacht, dass ich in meinem Alter noch so oft auf die Straße gehen würde. Aber das Handeln dieser Regierung ließ mir keine andere Wahl.

## 2. Das zivilgesellschaftliche Engagement nach dem Massaker

Am 7. Oktober hätte ich von einer Reise zum Atlantikwall in den Niederlanden nach Israel zurückkehren sollen. Mein Flug war schon gebucht. Allerdings wurde er wegen des Angriffs der Hamas auf Israels Süden gestrichen. Es dauerte dann eine ganze Woche, bis ich nach Hause kam. Natürlich stand ich während dieser Zeit in Verbindung mit Freundinnen und Freunden sowie Bekannten aus dem Süden und war über die furchtbaren Ereignisse informiert. Ich erfuhr, dass meine guten Freunde Gideon Pauker und Ofir Libstein von den Terroristen ermordet worden waren.

Pauker, 79 Jahre alt, verblutete in seinem Kibbuz Nir Oz vor den Augen seiner Frau. Libstein war Vorsitzender des Landkreises Scha'ar Hanegev. In dieser Situation hatte ich das Gefühl, an einem fremden Ort verloren zu sein, während viele Menschen, die ich liebte, ermordet wurden oder in schrecklicher Gefahr schwebten. Das löste einen enormen Druck in mir aus. Mir war klar, dass ich etwas tun musste.

Nach meiner Rückkehr schloss ich mich unverzüglich einer Gruppe an, die aus ihren Häusern evakuierte Menschen sowie Soldatinnen und Soldaten mit belegten Brötchen versorgte. Sehr bald wurde mir aber klar, dass das nicht die richtige Aufgabe für mich war. Ich wollte meine Expertise nutzen. Nachdem ich zu diesem Schluss gekommen war, initiierte ich auf Facebook das Fotografieprojekt „Album des Südens“, auf Hebräisch „Album Darom“. Auf Englisch heißt das Projekt „Album Darom: Israeli Photographers in Tribute to the Western Negev.“<sup>1</sup>





Dana Arieli, „Rachels Haus, Ofakim, November 2023“. © Dana Arieli

Dabei posteten Fotografinnen und Fotografen jeweils eines von ihren Bildern aus dem westlichen >Negev – der Region, die am 7. Oktober Ziel-scheibe der Invasion war. Die Werke dokumentierten die Gegend und ihre Ver-wüstung nach dem Angriff.

Die Teilnehmenden kamen aus unterschiedlichen Bereichen der Fotografie, zumeist dem Dokumentarjournalismus, aber auch aus dem Fotojournalismus und der Kunstfotografie. Die am Projekt Beteiligten repräsentierten alle Grup-pen der israelischen Gesellschaft und spiegelten sie in ihrer ganzen Vielfalt wider. Viele kamen aus dem Süden.

Die Bilder wurden mit Erklärungen und Kommentaren versehen, in denen die Fotografierenden von ihrer Beziehung zu der Region erzählten. Ihre Erzäh-lungen stellte ich in einen theoretischen Kontext.

Ich konnte prominente Fotografinnen und Fotografen wie Micha Bar-Am, Alex Levac und Vardi Kahana für das Album gewinnen, obwohl der Bekant-heitsgrad der Beteiligten keine Rolle für die Auswahl spielte.

Das einzige Kriterium für die Aufnahme eines Fotos in die Publikation ist seine Qualität. Das Album war von Anfang an als kollektives Projekt ohne

Hierarchien konzipiert. Bis heute habe ich dieser Initiative rund 1500 Stunden Arbeit gewidmet. Es werden noch viele weitere dazukommen.

Nach dem Massaker konnte ich nicht sofort in den Süden fahren. Ich musste auf die erste Feuerpause warten, um die Erlaubnis der Armee zu bekommen. Obwohl ich mich vor dem schrecklichen Anblick fürchtete, fuhr ich, sobald es ging, für vier Tage in die Negev-Wüste und machte Aufnahmen.

Ab dem 20. Oktober 2023, also zwei Wochen nach dem Massaker, lud ich jeden Tag einen neuen Post auf Facebook hoch. Damals dachte ich noch, dass der Krieg und damit auch das Projekt bald enden würden. Doch die Kämpfe dauern nach langen Monaten immer noch an.

Mit der Zeit wuchs das Projekt. Bis Februar 2024 hatten sich über 100 israelische Fotografinnen und Fotografen bereit erklärt, beim „Album des Südens“ mitzumachen. Die Publikation versteht sich als kollektives Gedenkalbum, das in Zukunft als visuelle Referenz dienen soll.

Die Reaktionen meiner Followerinnen und Follower auf Facebook waren unglaublich. Wenn ich das tägliche Foto nicht pünktlich um 19:00 Uhr hochgeladen hatte, kamen sofort Nachfragen. Andere kommentierten, dass ihnen die Bilder neue Perspektiven eröffneten, über die sie bis dahin nicht nachgedacht hätten. Manche schrieben, das Projekt gebe ihnen die Kraft zum Weitermachen. Das zeigt mir, dass ich mein Ziel erreicht habe, denn Kultur kann Menschen sehr stark beeinflussen. Wenn die Kanonen donnern, dürfen die Musen nicht schweigen.

2024 finden zwei Ausstellungen des „Album Darom“ statt: im Kunstmuseum der Stadt Petach Tikva und in der > Holocaust-Gedenkstätte > Jad Mordechai im gleichnamigen Kibbutz. Ich plane auch, Ausstellungen im Ausland zu initiieren.

Nach einem Vortrag im Tel Aviv Museum of Art schlug mir ein Verlag vor, das Album als Buch zu veröffentlichen. Das veranlasste mich, israelische Archive nach Bildern des Südens zu durchforsten. Dabei fokussierte ich auf den Aufbau dieser Region in den 1950er-Jahren. Auf diese Weise soll die Publikation um die historische Perspektive erweitert werden.



Dana Arieli, „Nir Oz, 2023“. Aus der Serie „Coal Scars/Zionist Phantom“. © Dana Arieli



### 3. Persönliche Motivation und gesellschaftliche Ziele

Ich glaube, dass mein Leitmotiv Reue ist, und ich bin nicht die Einzige. Viele Menschen in meinem Umfeld sind aus demselben Grund zivilgesellschaftlich aktiv. Unsere Generation wuchs mit Pathos und Patriotismus auf und wurde vom Gedenken an den > Holocaust geprägt. Wir kommen aus Familien, die den Staat Israel gegründet haben. Unsere Eltern widmeten ihr ganzes Leben dem Aufbau des jüdischen Staates. Das hat uns, ihre Kinder, sehr beeinflusst. Auch die Tatsache, dass alle Angehörigen meiner Großeltern im > Holocaust umgekommen sind, hat mich geprägt.

Deshalb wollte ich nicht in der Politik aktiv werden, obwohl ich die drohende Gefahr durchaus sah. Da ich aus einer solchen Familie komme, setzte ich mich nicht genug gegen die israelische Politik und die Besetzung der palästinensischen Gebiete zur Wehr. Nach dem Attentat auf Rabin und dem damit verbundenen Zerfall der israelischen Linken hätten ich und meine Gleichgesinnten verstehen müssen, dass das dadurch entstandene Vakuum durch die Rechte gefüllt werden würde. Erst später begriff ich, dass es nicht ausreicht, in seinem Beruf das Beste zu geben: in der Medizin, in der Wissenschaft, in der Justiz. Indem wir nicht in die Politik gingen, entzogen wir uns der Verantwortung. Wir haben versagt, weil wir unsere Komfortzone nicht verlassen wollten. Dafür zahlen wir jetzt einen sehr hohen Preis.

Und was bleibt einem in dieser Situation übrig? Entweder kümmert man sich nur um sich selbst oder eben auch um die Gesellschaft. Das muss jede und jeder für sich entscheiden. Für mich war die Antwort klar. Protestaktionen habe ich zum Beispiel immer schon als einen guten Weg gesehen. Es freut mich sehr, dass die heutige junge Generation sich viel aktiver politisch positioniert und engagiert, als wir es getan haben.

Weil der Staat Israel seit dem > Jom-Kippur-Krieg 1973 nicht mehr mit so einer schwierigen Situation konfrontiert war, bin ich heute fest entschlossen zu handeln.

### 4. Welche Ressourcen bringst du für das Engagement mit?

Auf das Initiieren und das Organisieren zivilgesellschaftlicher Projekte hat mich meine Management-Erfahrung in kulturellen Institutionen gut vorbereitet. Ich kenne chaotische Situationen, ungenügende Etats und Teamwork. Im Kulturbereich habe ich auch nachhaltige Netzwerke aufgebaut. Kreative Institutionen wie Bezalel zu leiten, erfordert ein großes Maß an Kreativität.

Außerdem habe ich 2009 selbst Fotografie studiert. Plötzlich saß ich mit meinen Studierenden im Unterricht. Dadurch verwischte sich in mir der Sinn für Hierarchien. Das erleichtert mir jetzt das Zusammenführen unterschiedlicher Menschen für ein gemeinsames Ziel.

## **5. Was hat dein Engagement dir persönlich gebracht?**

Die Projekte, die ich auf die Beine stelle, erfüllen mich mit Freude. Es bereitet mir sehr viel Genugtuung, dass ich Nachwuchskünstlerinnen und Nachwuchskünstlern die Chance gebe, mit berühmten Kolleginnen und Kollegen zusammenzuarbeiten. Darüber hinaus ermögliche ich es ihnen, ihre Arbeit den Medien vorzustellen. Damit fördere ich ihre Karriere. Junge talentierte Menschen zu unterstützen, erfüllt mich mit Genugtuung.

Die Publikation des „Album Darom“ fordert mich konstant heraus. Ich hätte es mir einfach machen und die Bilder einfach in der auf Facebook erschienenen Reihenfolge übernehmen können. Doch ich wollte mehr erreichen. Deshalb habe ich das Konzept erweitert. Die Publikation wird nicht nur die Geschichte der Negev-Wüste erzählen, sondern auch diejenige der israelischen Fotografie. Es ist mir wichtig, dass das Buch eine Wirkung auf die israelische Gesellschaft hat.

Auf der persönlichen Ebene bewahrte mich dieses Projekt nach dem 7. Oktober vor einer Depression. Die tägliche zwölfstündige Arbeit, der Dialog mit den Kunstschaffenden, das Verfassen von Texten haben es mir ermöglicht, den Kopf über Wasser zu halten. Das „Album des Südens“ hat mir auch Aufmerksamkeit verschafft. Eigentlich brauche ich nach meiner langen Karriere keine Aufmerksamkeit mehr. Dennoch habe ich mich über sie gefreut.

Der Aufenthalt im Süden, bei dem ich meine eigenen Fotos aufnahm, zwang mich zudem, meine Komfortzone zu verlassen und mich den Schrecken des Massakers zu stellen. All das hat meinem Leben in dieser furchtbaren Situation Sinn und Kraft gegeben. Es hat mich aus dem Strudel der Verzweiflung herausgeholt, in den so viele Israelinnen und Israelis gerieten.

## **6. Was würdest du Menschen in Deutschland raten, die in ihrem eigenen Umfeld Initiative ergreifen möchten?**

Meine Empfehlung lautet: Wenn du eine Idee hast, die dich begeistert, setze alles daran, sie umzusetzen. Man sollte sich nicht scheuen, das vertraute Gebiet der eigenen Fachkenntnisse zu verlassen und sich in unbekannte Gefilde zu

begeben. So etwa hatte ich keine Erfahrung mit Fundraising. Aber sobald ich es brauchte, habe ich es gelernt. Für das „Album Darom“ musste ich einen Etat von 50 000 Euro auftreiben. Obwohl ich Fundraising nicht mag, habe ich es geschafft. Sich selbst ständig herauszufordern, die eigenen Grenzen zu überwinden, scheint mir für diese Form von Engagement sehr wichtig zu sein. Manchmal ist man gut darin, manchmal nicht. Hauptsache ist: Man versucht es. Das Entscheidende ist: Man lernt immer daraus. Und der große Zeitaufwand, der für das Umsetzen einer Vision erforderlich ist, sollte uns nicht abschrecken.

Für mich war es immer sehr hilfreich, nicht nur in akademischen Sphären zu schweben, sondern in der Praxis verankert zu sein. Das gilt auch für meine wissenschaftliche Arbeit, ganz besonders für meinen Blick auf die Kunst. Diese darf nicht abgehoben sein, sondern muss viele Menschen ansprechen. Abgehobenheit verhindert Integration. Man muss mit der Umgebung, in der man lebt, verbunden sein. Deshalb habe ich als Wissenschaftlerin meine Arbeiten nur auf Hebräisch und nicht auf Englisch veröffentlicht, obwohl ich wusste, dass das meiner Karriere abträglich sein würde.

## Anmerkungen

- 1 Dana Arieli, „Album Darom: Israeli Photographers in tribute to the Western Negev“, Yediot Aharonot Books, Rishon LeZion, 2024, Hebräisch und Englisch

# „Diese Initiative wurde mir von der Realität aufgezwungen“

## Dita Kohl-Roman

Interview am 08.02.2024



Foto: privat

Geburtsjahr	1958
Geburtsort	Tiw'on
Wohnort	Giwatajim
Beruf	Verlagsleiterin
Zivilgesellschaftliches Engagement nach dem 7. Oktober	Einsatz für die Freilassung israelischer Geiseln aus der Hamas-Gefangenschaft



## 1. Zur Person

Ich wurde 1958 in der nordisraelischen Stadt Tiw'on geboren und bin dort auch aufgewachsen. Meine Eltern waren Holocaustüberlebende und wanderten nach dem Zweiten Weltkrieg nach Israel ein. Sie stammten aus Transsylvanien; deshalb wurde bei uns zu Hause Ungarisch gesprochen. Das war für mich ein sehr identitätsstiftender Faktor, der andere war Zionismus.

### ► Zionismus

Der Zionismus entstand Ende des 19. Jahrhunderts als eine politische Bewegung. Sein Ziel war die Gründung eines jüdischen Staates – vor allem als Antwort auf den Antisemitismus. Nach der Gründung des Staates Israel im Jahr 1948 wurde in der israelischen Gesellschaft über die Rolle des Zionismus diskutiert, da seine Hauptaufgabe bereits erfüllt war. Heutzutage definiert die überwiegende Ansicht in Israel und in der jüdischen Welt den Zionismus als Bejahung des Staates Israel und Einsatz für dessen Existenzrecht. Nur eine kleine Minderheit der israelischen Jüdinnen und Juden bekennt sich nicht zum Zionismus als weltanschaulicher Grundlage des Staates. Israels Gegnerinnen und Gegner versuchen meistens, den Zionismus als eine kolonialistische Ideologie darzustellen. Damit begründen sie oft die Leugnung des Existenzrechts Israels bis hin zum Ruf nach dessen Zerstörung. In den USA wird bei der antiisraelischen Kampagne, die dort – wie in vielen anderen Ländern – dem Ausbruch des Gaza-Krieges folgte, das Wort „Zio“, abgekürzt von „Zionist“, als politisches Schimpfwort benutzt.

In der Armee war ich Bildungsoffizierin einer Panzerbrigade. Diese Aufgabe hatte ich mir hart erkämpft, denn die Frauen wurden damals nicht in Kampfeinheiten aufgenommen. Ich habe auf den Golanhöhen gedient. Nach der Armee absolvierte ich einen Kurs für Fremdenführerinnen und Fremdenführer, weil ich Israel, seine unglaubliche Geschichte, seine Geografie und seine Prägung durch unterschiedliche Religionen besser verstehen wollte. Später habe ich an der Hebräischen Universität in Jerusalem französische Literatur und Kultur studiert.

Als Fremdenführerin habe ich zwar nie gearbeitet, jedoch habe ich vor bald vier Jahrzehnten das englischsprachige Magazin „Eretz“ („Land“) gegründet, das sich mit ebendiesen Themen befasst. Mit der Zeit entwickelte sich das Magazin zu einem Verlag, der Bücher über Israel veröffentlicht.

2006 ernannte mich die damalige Außenministerin Tzipi Livni zu ihrer Sonderberaterin. Später arbeitete ich in einer Einrichtung für Menschen mit Behinderungen.

Heute liegt mein Fokus auf der Stärkung der israelischen Demokratie. Seit zwei Jahren bin ich bei der Nichtregierungsorganisation „Shomrim – The Center for Media and Democracy“ tätig, die sich auf investigativen Journalismus konzentriert.

Zivilgesellschaftlich engagiere ich mich schon lange. Seit Jahrzehnten coache ich zum Beispiel ehrenamtlich junge Frauen, etwa Designerinnen, Autorinnen, Redakteurinnen und Fotografinnen, die für unseren Verlag arbeiten. Ich versuche, sie bei der Entfaltung ihrer Talente zu unterstützen. Stets begleite ich auch ihre berufliche Entwicklung. Ihre Erfolge bereiten mit Genugtuung.

Eine weitere ehrenamtliche Tätigkeit, die ich seit vielen Jahren ausübe, ist mein Engagement bei „Nalaga’at“ [„Bitte berühren“], einem Zentrum für hörgeschädigte, taube und blinde Menschen in Jaffa. Dort bin ich als Vorstandsmitglied tätig. „Nalaga’at“ hilft diesen Menschen, sich im Theater zu verwirklichen, als Schauspieler auf der Bühne zu stehen, Stücke zu schreiben und Regie zu führen. In dem Zentrum gibt es auch ein Restaurant, in dem die Gäste in völliger Dunkelheit sitzen und von Blinden bedient werden.

## 2. Das zivilgesellschaftliche Engagement nach dem Massaker

Die Initiative, die gegenwärtig mein Leben bestimmt, wurde mir von der Realität aufgezwungen, in der wir heute leben. Nach dem Überfall der Hamas auf Israel am 7. Oktober, von dem meine Familie direkt betroffen war, war ich Mitinitiatorin dieses Projekts.

Bei dem Überfall wurden meine 36-jährige Nichte Yarden, ihr Mann Alon, ihre Tochter Gefen und ihre Schwägerin Carmel entführt. Kurz bevor das Auto, in das die Terroristen sie gezwungen hatten, die Grenze zum Gazastreifen erreichte, konnten sich Yarden, Alon und Gefen, aus dem Wagen befreien und flüchten. Die Terroristen verfolgten sie und schossen auf sie. Um ihre Tochter zu retten, übergab Yarden sie ihrem Mann. Sie wusste, dass er schneller als sie laufen konnte. Sie selbst rannte in eine andere Richtung. Vater und Tochter versteckten sich zwölf Stunden in der Wüste, bis sie von israelischen Kräften gerettet wurden. Dagegen wurde Yarden von den Terroristen entdeckt und doch noch nach Gaza verschleppt.



Die von der Hamas entführte und am 29. November 2023 freigelassene Yarden Roman Gat (zweite von rechts).  
© Alon Brookstein

Sofort nach Bekanntwerden der Entführung, am Abend desselben Tages, trat unsere Familie in Aktion. Yardens älterer Bruder Gili fuhr in den Süden, um Spuren zu suchen. Andere Angehörige trafen sich im Haus von Yardens Vater. Uns war sofort klar, dass wir vor einer riesengroßen Aufgabe standen und diese unverzüglich in Angriff nehmen mussten. Jedem Familienmitglied wurde eine spezifische Aufgabe zugeteilt. Wir stellten uns auf einen langen Kampf von mindestens sechs Monaten ein.

Im Süden Israels kämpfte die Armee gegen die Terroristen, die sich immer noch auf israelischem Gebiet befanden. Es herrschte Chaos, es gab viele Gerüchte, aber keine zuverlässigen Informationen. Deshalb wandten wir uns als Allererstes mit der Bitte um Rat an Experten, die in der Vergangenheit an Bemühungen um die Freilassung entführter Soldaten teilgenommen hatten. Die erste wichtige Auskunft, die wir bekamen, war, dass Yardens deutsche Staatsbürgerschaft von großer Bedeutung sei. Uns wurde ans Herz gelegt, uns auf diesen Umstand zu konzentrieren.

Später erfuhren wir, dass es sich bei einer Reihe anderer Geiseln ebenfalls um europäische Staatsangehörige handelte. Dadurch wurde die Entführung internationalisiert. Sie war nicht mehr nur ein israelisches Problem. Die Wohnung meines Schwagers wurde zu einer Einsatzzentrale, in der jeden Tag mindestens 15 Personen – Familie sowie Freundinnen und Freunde – tätig wurden.

Darüber hinaus gründeten wir eine viel breiter angelegte WhatsApp-Gruppe, in der ungefähr 100 Menschen aktiv waren. Dieser Personenkreis versorgte uns mit Informationen, gab uns Unterstützung und bestärkte uns in unseren Bemühungen, für die Freilassung der entführten Frauen zu kämpfen. Diese Hilfe war sowohl emotional als auch sehr konkret. So etwa gelangten wir durch dieses Netzwerk an die Telefonnummern hochgestellter Politikerinnen und Politiker im In- und Ausland. Wir brauchten in der Gruppe nur zu fragen: „Wer kann uns Zugang zu dieser Person verschaffen?“ – und binnen weniger Minuten erhielten wir die erwünschte Auskunft.

Mehrere Frauen organisierten sich spontan, um uns mit Essen zu versorgen. Dadurch konnten wir täglich kurz abschalten. Und dann machten wir sofort weiter. Sehr viele Menschen wollten helfen. Wenige Tage nach der Entführung trafen wir den deutschen Botschafter in Israel, Steffen Seibert. Er sagte sofort, dass er eine Liste aller Geiseln mit deutscher Staatsbürgerschaft erstellen würde. Es war sehr wichtig, sicherzustellen, dass Deutschland diese Entführten als volle Staatsbürger behandelte und sich dementsprechend um sie kümmerte.

Wir mussten sicherstellen, dass wir die richtigen Leute trafen. Natürlich stellte sich auch uns dadurch das Dilemma, ob wir damit nicht den Preis für die Freilassung von Yarden und Carmel in die Höhe trieben. Aber uns war klar, dass es um Leben und Tod ging. Deshalb beschlossen wir, die Medien einzuschalten. Meine Tochter Maya konzentrierte sich auf die deutschen und die amerikanischen Medien. Weniger als eine Woche nach dem Überfall besuchten 20 deutsche Medienschaffende den fast vollkommen zerstörten Kibbuz Be'eri. Am selben Tag organisierte Maya eine Pressekonferenz. Wir trafen auch Bundesaußenministerin Annalena Baerbock. Zu diesem Gespräch luden wir auch Familien anderer Geiseln ein, denn wir hatten beschlossen, uns für alle Geiseln einzusetzen.

Ein wichtiger Faktor war meine familiäre Verbindung zu Deutschland. Mein Mädchename ist Kohl. Ich zeigte den deutschen Medien den Stammbaum unserer Familie, der bis 1572 zurückgeht und nach Deutschland reicht, denn Vorfahren meines Vaters hatten in Frankfurt gelebt. Meine Schwiegermutter wiederum musste vor den Nationalsozialisten aus Deutschland flüchten. In Israel gründete sie in den 1950er-Jahren die Abteilung für internationale Beziehungen und Hilfe für die Dritte Welt im Landwirtschaftsministerium. Sie rief auch eine deutsch-israelische Stiftung für landwirtschaftliche Hilfe und Beratung in Afrika, Asien und Südamerika ins Leben.

Diese Informationen über die facettenreiche Beziehung unserer Familie zu Deutschland weckten dort großes Interesse und Anteilnahme. Es war ein nachvollziehbarer Bogen, der von der Vergangenheit bis in die Gegenwart reichte.

Uns war klar, dass wir das Problem auf die internationale Tagesordnung setzen mussten. Das war deshalb so wichtig, weil die Geiselfrage in den ersten Wochen nach der Entführung im Ausland nicht genügend thematisiert wurde. Dort ging es nur um die Frage, ob ein großer Krieg ausbrechen würde. Ich glaube, dass die Arbeit unserer Familie maßgeblich dazu beigetragen hat, die Aufmerksamkeit auf die Entführten zu lenken – und das machten wir rund um die Uhr. Wir wussten, dass Nachrichten von gestern keine Nachrichten mehr sind. Deshalb versorgten wir die Medien laufend mit neuen Informationen. Wir reisten nach Deutschland. Dort trafen wir Bundeskanzler Olaf Scholz sowie Vertreterinnen und Vertreter aller Parteien außer der AfD, mit der wir aufgrund ihrer Nähe zum nationalsozialistischen Gedankengut nichts zu tun haben wollen. Die Tatsache, dass 30 000 Menschen am Brandenburger Tor für die Freilassung der Geiseln demonstrierten, bedeutete uns sehr viel.

Ich fokussierte meine Anstrengungen auf die Vereinigten Staaten, da ich dort durch meine berufliche Erfahrung gut vernetzt bin. Wir nutzten alle Fähigkeiten unserer Familie. Ein Cousin, der Künstler ist, baute eine Sanduhr, die in Tel Aviv und New York aufgestellt wurde und danach auch nach Berlin kam. Immer mehr Länder unterstützten uns, und das beeinflusste auch unsere Regierung. Wir hatten eine große Hürde zu bewältigen. Denn während der ersten Feuerpause zwischen der Hamas und Israel sollten Frauen mit Kindern als erste freigelassen werden. Yarden war aber ohne ihr Kind in Gefangenschaft, da sie ihre Tochter vor der Geiselnahme bewahrt hatte. Unsere Botschaft lautete also: „Sie ist eine Mutter: Yarden kann nicht dafür bestraft werden, dass sie ihre Tochter gerettet hat!“ Wir organisierten ein großes Solidaritätsevent in einer Kletterhalle, da Yarden Sportkletterin ist.

Unsere intensive Kampagne half. Yarden wurde am 29. November 2023 im Rahmen der ersten Feuerpause von der Hamas freigelassen. Wir hatten Glück, denn sie kam im letzten Moment frei, bevor die Hamas die Freilassungen stoppte. Ihre Schwägerin Carmel hätte am darauffolgenden Donnerstag freigelassen werden sollen, aber die Terrororganisation hat die Vereinbarung gebrochen. Deshalb sind wir gezwungen, weiterzumachen. Die Erfahrung hat gezeigt, dass persönliche Geschichten sehr wichtig sind. Die Entführten müssen

sich der Öffentlichkeit einprägen. Deshalb fokussieren wir jetzt auf Carmels Geschichte. Wir wissen, dass sie entführten Kindern in der Gefangenschaft Unterricht erteilt hat. Sie hat ihnen geholfen, ein Tagebuch zu schreiben, hat ihnen Yoga-Unterricht gegeben und mit ihnen meditiert. Aus diesem Grund haben wir in New York und Los Angeles öffentliche Yoga-Veranstaltungen abgehalten. In Jerusalem und Tel Aviv finden solche Yogastunden inzwischen regelmäßig statt. Die Medienarbeit setzen wir fort.

### **3. Persönliche Motivation und gesellschaftliche Ziele**

Wir sind eine Familie mit sehr starkem Zusammenhalt. Wir wohnen alle sehr nahe beieinander. Das war immer schon so. Wir haben uns zusammengeschlossen, um Yarden und Carmel zu retten. Für die Familienangehörigen war das keine Frage, sondern ein Imperativ.

Die biografisch und familiär bedingte Motivation ist immer eine wichtige Antriebsfeder. Ich habe einen autistischen Bruder. Sein Schicksal hat mich dazu bewogen, mich für Menschen mit Behinderungen einzusetzen. Ich weiß genau, wie schwer es ist, wenn Eltern sich Sorgen darum machen müssen, was nach ihrem Tod mit ihrem Kind passieren wird.

### **4. Welche Ressourcen bringst du für das Engagement mit?**

Die Grundwerte, die mich von früh an geprägt haben, sind bis heute mein moralischer Kompass. Dazu gehören gesellschaftlicher Zusammenhalt, Chancengleichheit für alle und soziale Gerechtigkeit.

Für diese Prinzipien bin ich immer eingestanden. Es war und bleibt mir wichtig, sie in meiner Arbeit und in meinem ehrenamtlichen Engagement konkret umzusetzen. Dabei haben mir mein Pragmatismus, mein Verantwortungsgefühl und auch mein Optimismus immer sehr geholfen.

Meine berufliche Tätigkeit und mein zivilgesellschaftliches Engagement überschneiden sich. Alle Organisationen, in denen ich gearbeitet habe, leisten in meinen Augen einen wichtigen Beitrag zur israelischen Gesellschaft. Meine Expertise ist es, gemeinnützige Arbeit mit Geschäftsmodellen zu verbinden. Und das ist ein Trend, der sich international immer mehr durchsetzt.

Ich habe stets versucht, meine Stärken einzusetzen und zu nutzen: meine Netzwerke, meine breitgefächerte berufliche Erfahrung, meine Erfahrung mit Diplomatie, aber auch meine Beschäftigung mit Buddhismus und Psychologie.

## 5. Was hat dein Engagement dir persönlich gebracht?

Anderere zu fördern, bereitet mir große Genugtuung. Das gilt für meine Arbeit mit jungen Frauen. Ihr Erfolg erfüllt mich mit Stolz. Dasselbe gilt für „Nalaga'at“. Ich bin stolz, dass ich zum Gelingen dieses Projekts beitragen konnte. Israelische Theater beziehen heute diese Initiative in ihre Arbeit ein, und das Restaurant bringt sogar Geld ein.

Anderen zu helfen, gibt mir Resilienz. Es ermöglicht mir, besser zu schlafen, besser zu funktionieren und mich besser zu fühlen. Das gilt natürlich ganz besonders für den Kampf für die Freilassung von Geiseln, bei dem es um Leben und Tod geht.

## 6. Was würdest du Menschen in Deutschland raten, die in ihrem eigenen Umfeld Initiative ergreifen möchten?

Für mich ist zivilgesellschaftliches Engagement ein Muss und nicht nur eine Option. Aus meiner Sicht ist es undenkbar, ein vollständiger Mensch zu sein, ohne zu dem Umfeld beizutragen, in dem man lebt. Empathie muss für uns alle ein Leitmotiv sein.

Ich bin ein intuitiver Mensch, deshalb rate ich auch anderen, auf ihre Intuition zu hören. Es ist wichtig, der inneren Stimme Raum zu geben. Wenn ich eine deutsche Studentin bin, kann ich mich zum Beispiel fragen: „Was sehe ich auf dem Weg zur Universität oder an der Universität, das ich verbessern möchte? Bin ich dazu in der Lage, und wie mache ich das?“ Dieselbe Frage kann man sich in jedem Umfeld stellen. Vielleicht möchte ich meine Straße verschönern. Wie würde ich das gerne tun, und was brauche ich, um das umzusetzen? Das Leitmotiv im Leben ist in meinen Augen, positive Prozesse an den Orten zu initiieren, an denen wir viele Stunden unseres Lebens verbringen.

# „Als palästinensische Staatsbürgerin Israels habe ich nicht das Privileg, verzweifelt zu sein“

## Nabila Espanioly

Interviewt am 08.02.2024



Foto: privat

<b>Geburtsjahr</b>	1955
<b>Geburtsort</b>	Nazareth
<b>Wohnort</b>	Nazareth
<b>Beruf</b>	Gründerin und Leiterin des Pedagogical and Multi-purpose Women's Centre in Nazareth („Al-Tufula“)
<b>Zivilgesellschaftliches Engagement nach dem 7. Oktober</b>	Unterstützung benachteiligter arabischer Bevölkerungsgruppen



## 1. Zur Person

Ich wurde 1955 in Nazareth als Tochter einer katholischen Familie geboren und habe neun Geschwister. Ich bin in Nazareth aufgewachsen und lebe bis heute dort.

### ► Nazareth

Nazareth ist eine von Angehörigen der arabischen Bevölkerungsgruppe bewohnte Stadt im Norden Israels. Seine Einwohnerzahl liegt bei rund 80 000. Davon gehören rund 70 Prozent dem Islam und circa 30 Prozent dem Christentum an. Die Stadt hat große Bedeutung für die christliche Religion. Laut christlicher Überlieferung verkündete der Erzengel Gabriel der Jungfrau Maria in Nazareth, sie werde den Sohn Gottes vom Heiligen Geist empfangen. Zudem ist Jesus laut dem Neuen Testament in Nazareth aufgewachsen. Im heutigen Israel ist die Stadt ein wichtiges politisches, kulturelles und wirtschaftliches Zentrum der arabischen Minderheit des Landes. Bei den Parlamentswahlen vom November 2022 stimmten 93 Prozent der Nazarener Wählerinnen und Wähler für arabische oder vorwiegend arabische Parteien (die „Demokratische Front für Frieden und Gleichberechtigung“, die im Rahmen einer gemeinsamen Liste mit der „Arabischen Erneuerungsbewegung“ zur Wahl antrat, bezeichnet sich offiziell als eine jüdisch-arabische Partei und entsendet traditionell neben arabischen Abgeordneten auch ein jüdisches Mitglied in die Knesset). Sieben Prozent der Stimmen wurden für jüdisch-zionistische Parteien abgegeben.

Ich bin klinische Psychologin, palästinensische Frauenrechtlerin und Bürgerin des Staates Israel. Ich habe an der Universität Haifa und an der Hebräischen Universität in Jerusalem Sozialarbeit studiert.

Der Beginn meines Studiums war auch der Beginn meines politischen Aktivismus. Ich wurde Mitglied der arabischen Studentenvereinigung an der Universität. Mein Engagement bereitete meinen Angehörigen Sorgen. Meine Familie hatte stets versucht, sich aus der Politik herauszuhalten.

In meiner politischen Arbeit setzte ich mich für die Rechte der Palästinenserinnen und Palästinenser ein. Das brachte mir Schwierigkeiten mit dem israelischen Geheimdienst ein. Nachdem ich meine Arbeit als Sozialarbeiterin in Nazareth aufgenommen hatte, erhielt ich dreimal Berufsverbot.

Nach weiteren vergeblichen Anläufen im Bereich der Sozialarbeit beschloss ich, ein neues Studium in Deutschland zu beginnen. Zunächst kam ich nach Bochum und lernte Deutsch. 1981 zog ich nach Bamberg und studierte dort klinische Psychologie.

Damals war es auch in Deutschland schwer, Palästinenserin zu sein. Palästinenserinnen und Palästinenser wurden sehr schnell als Terroristinnen und Terroristen betrachtet. Die Menschen wussten nicht einmal, dass es palästinensische Bürgerinnen und Bürger des Staates Israel gibt. Deshalb musste ich immer alles erklären und stieß immer wieder auf Unverständnis. Erst 1982, nach dem Massaker in Sabra und Schatila, begann die deutsche Gesellschaft, sich für die Palästinenserinnen und Palästinenser zu interessieren. Ich wurde zu Vorträgen eingeladen. Somit setzte ich meinen politischen Aktivismus auch im Ausland fort.

1987 kehrte ich nach Haifa zurück. In meiner beruflichen Laufbahn legte ich meinen Schwerpunkt auf die frühkindliche Entwicklung und veröffentlichte die Ergebnisse meiner Arbeit. Mein Ziel war es, palästinensische Frauen in Israel im feministischen Sinn dazu zu ermutigen, eine Berufstätigkeit zu ergreifen. Die Theorie setzte ich bald in Praxis um. Mit einer Gruppe von Frauen gründete ich das Zentrum „Al-Tufula“ für Frauen und Kinder. 1989 begannen wir mit dem Aufbau des Zentrums. Wir waren Teil einer 1984 gegründeten arabischen Frauengruppe in Nazareth, die die Schaffung von Kinderkrippen und Kindergärten initiierte. Wir wollen sozialen Wandel bewirken, indem wir Frauen empowern und für bessere Betreuung von Kleinkindern sorgen.

Wir entwickeln Kinderbücher und Schulmaterial, die den Kindern erlauben, ihre palästinensische Identität wahrzunehmen und über sie zu reflektieren. Denn wenn man mit dem anderen, dem jüdischen Israeli koexistieren will, muss man erst einmal selbst existieren.

Die Anliegen meines ehrenamtlichen Engagements und meiner beruflichen Schwerpunkte überschneiden sich. Eines der zentralen Ziele meiner zahlreichen Aktivitäten und Initiativen ist die Stärkung der palästinensischen Identität in Israel.

Ich verstehe mich auch als palästinensische Frauenrechtlerin. Denn Palästinenserinnen werden in Israel dreifach diskriminiert: als Teil der palästinensischen Minderheit, als Frauen in Israel und als Frauen in einer konservativen palästinensischen Gesellschaft.

Darüber hinaus bin ich seit 47 Jahren in der israelischen Friedensbewegung aktiv. Es ist mir ein Anliegen, palästinensische und jüdische Frauen in ihrem

Wunsch nach Frieden zusammenzuführen. Daher gründete ich nach dem Ausbruch der ▶ Ersten Intifada im Dezember 1987, zusammen mit anderen Mitkämpferinnen, in Haifa die feministische Organisation „Women in Black“. Wir setzen uns gegen die israelische Besatzung der palästinensischen Gebiete und für ein friedliches jüdisch-arabisches Zusammenleben in Haifa ein. Wir gingen regelmäßig demonstrieren, um uns Gehör zu verschaffen.

## 2. Das zivilgesellschaftliche Engagement nach dem Massaker

Nach dem Ausbruch des Kriegs zwischen Israel und der Hamas, der dem Massaker vom 7. Oktober folgte, wurde ein Treffen der „Emergency Coalition of Civil Society Organizations“ einberufen. Die Koalition ist ein Dachverband arabischer Nichtregierungsorganisationen und anderer Organisationen, die sich für ein friedliches Zusammenleben von jüdischen und arabischen Menschen engagieren. Sie wurde nach den ▶ Unruhen des Jahres 2021 gegründet. Ziel der Koalition war und ist es, palästinensische Demonstrierende vor Übergriffen der israelischen Polizei zu schützen.

Nach dem 7. Oktober war uns klar, dass wir uns schnellstens auf die neue Situation einstellen mussten. Wir wollten dort eingreifen, wo Hilfe am meisten benötigt wurde. Wir wussten noch nicht, welche Folgen der Angriff der Hamas für die arabische Bevölkerung haben würde. Wir fürchteten einen noch stärkeren Rechtsruck der israelischen Gesellschaft, als er sich seit den Knessetwahlen im November 2022 ohnehin schon vollzogen hatte. Die Lage war besorgniserregend.

Zu den Opfern des Überfalls am 7. Oktober gehörten unter anderem ▶ Beduininnen und Beduinen. Ich ziehe es vor, sie als arabische Bürgerinnen und Bürger zu bezeichnen. Sie sind die am meisten benachteiligte Bevölkerungsgruppe in Israel. Denn viele der Dörfer, in denen sie leben, werden vom Staat nicht anerkannt. Deshalb fehlt in diesen Dörfern jegliche Infrastruktur: Strom, Wasser, Straßen. Medizinische Versorgung und Sicherheit sind dort nicht gewährleistet. Diese Gemeinschaften haben keine Schulen, und die Kinder müssen außerhalb lernen.

Den Bewohnerinnen und Bewohnern dieser Dörfer stehen auch keine öffentlichen oder privaten Luftschutzräume gegen Raketenbeschuss zur Verfügung.

Nach dem 7. Oktober blieben die Schulen in den Dörfern geschlossen. Die Kinder saßen zu Hause. Sie konnten nicht einmal online lernen, da sie weder

### ► Nicht anerkannte beduinische Ortschaften im Negev

Ein großer Teil der schätzungsweise 300 000 ► Beduinnen und Beduinen in der israelischen ► Negev-Wüste sind in Ortschaften zu Hause, die im Lauf mehrerer Jahrzehnte ohne behördliche Genehmigung errichtet wurden. Staatliche Stellen betrachten diese Kommunen als illegal und errichten in ihnen unter anderem keine Infrastruktur. Während die Behörden sich auf geltendes israelisches Recht berufen und eine Anerkennung beduinischer Bodeneigentumsansprüche ablehnen, führen Beduinnen und Beduinen ihre Ansprüche auf historische Besitzverhältnisse zurück. Zudem sind viele Beduinnen und Beduinen nicht zur Verstädterung bereit und lehnen den Umzug in vom Staat errichtete beduinische Städte ab. Das schnelle Wachstum der beduinischen Bevölkerung lässt die Zahl der beduinischen Bürgerinnen und Bürger, die in den nicht anerkannten Ortschaften unter ungeregelten Verhältnissen leben, schnell steigen.

Computer noch Internet haben. Die Ängste der Kinder überfordern ihre Eltern und erzeugen großen Stress. Wegen des täglichen Raketenbeschusses durch die Hamas war es für uns schwer, in die Dörfer zu reisen. Daher mussten wir bei „Al-Tufula“ kreative Lösungen finden. So entwickelten wir unter Einbeziehung von Lehrerinnen vor Ort sogenannte Kits. Diese setzten sich aus mehreren Bausteinen zusammen. Eine Broschüre mit Texten und praktischen Tipps sollte Eltern helfen, ihre Kinder zu beruhigen. Wir packten auch Buntstifte und Knetmasse hinzu. Weitere Elemente waren Kindergeschichten – auch sie mit dem Ziel, die Kinder zu beruhigen, sowie Brettspiele für die ganze Familie. Dank der Hilfe der Stiftung „New Israel Fund“ konnten wir 1 000 solcher Pakete zusammenstellen und damit 6 000 Kinder und deren Eltern erreichen. Die Reaktion der Familien war überwältigend. Die Nachfrage war so groß, dass wir Frauen aus diesen Dörfern darin ausbildeten, mit den Kits zu arbeiten. Anschließend verteilten wir weitere 2 000 Spielbausätze, diesmal auch mit Hilfe anderer Organisationen. Gleichzeitig rekrutierten wir in unserem Zentrum in Nazareth Freiwillige zum Zusammenstellen der Kits.

Wir bemühten uns, so viele nicht anerkannte Dörfer wie möglich zu erreichen. In 30 dieser insgesamt 40 Dörfer im Süden konnten wir unsere Mappen verteilen. Insofern erreichte ich mein Ziel zum Teil, aber eben nur zum Teil, weil es mir nicht gelungen war, alle Dörfer in das Projekt einzubeziehen. „Al-Tufula“ ist eben eine kleine Organisation, und wir hatten auch nicht genügend Unterstützung.



Ehrenamtliche Helferinnen und Helfer von „Al-Tufula“ in Nazareth. Foto: privat

In Nazareth habe ich eine weitere Initiative ans Laufen gebracht. Wir luden eine Gruppe von körperlich behinderten Frauen zu mehreren Treffen ein. Dabei befassten wir uns mit ihrer Situation und ihren durch den Krieg ausgelösten Ängsten. Unter anderem übten wir mit ihnen richtiges Verhalten bei Raketenbeschuss.

### 3. Persönliche Motivation und gesellschaftliche Ziele

Als palästinensische Staatsbürgerin Israels habe ich nicht das Privileg, verzweifelt zu sein. Ich muss handeln. Daher unterscheide ich nicht zwischen meiner Arbeit und meinem ehrenamtlichen Engagement. Es hängt alles zusammen, weil ich ein ganzheitlicher Mensch bin. Ich habe die Freiheit, mich ehrenamtlich zu betätigen, und gleichzeitig als Leiterin einer zivilgesellschaftlichen Organisation dafür zu sorgen, dass wir mit unseren Projekten schnell auf aktuelle Ereignisse reagieren. Wir richten uns danach, was gerade passiert. Das positive Feedback stimmt mich optimistisch, etwa wenn eine Lehrerin mir sagt, dass unsere Spielbausätze in jedem Klassenzimmer zu finden sein sollten.

### 4. Welche Ressourcen bringst du für das Engagement mit?

Ich nutze meine privilegierte Situation für meinen Aktivismus. Was meine ich damit? Ich lebe in Nazareth. Dort gab es keinen Raketenbeschuss. Ich bin auch deshalb privilegiert, weil ich Verbindungen habe und diese für mein

Engagement nutzen kann. Diese Privilegien mögen temporär sein. Solange ich sie aber habe, werde ich sie für mein Engagement nutzen.

Meine größte Ressource sind meine unterschiedlichen Netzwerke. Es sind beispielsweise Menschen, die meine Werte teilen und deshalb mit mir zusammenarbeiten. Zu einem weiteren Netzwerk gehören Menschen, die an unsere Arbeit glauben und bereit sind, uns finanziell zu unterstützen. Das dritte Netzwerk besteht aus Menschen, die überzeugt sind, dass es einen anderen Weg gibt, dass es möglich ist, gemeinsam zu denken und zu handeln. Es sind nicht viele, doch bestärken sie mich in meinem Engagement. Sie ermöglichen es mir, weiterzumachen. Es sind jüdische und palästinensische Frauen, Atheistinnen und Religiöse. Wir sind sehr oft nicht einer Meinung, doch handeln wir im Interesse unserer Partnerschaft. Dasselbe gilt für andere zivilgesellschaftliche Organisationen, mit denen ich zusammenarbeite.

Auch meine Wut über die Ungerechtigkeit, die der palästinensischen Bevölkerung in Israel und in den besetzten Gebieten widerfährt, ist eine wichtige Ressource. Wut kann Menschen zerstören, doch kann sie auch in konstruktives Handeln umgeleitet werden, und so entwickelt sie sich nicht zum destruktiven Hass.

## 5. Was hat dein Engagement dir persönlich gebracht?

Mein Engagement gibt mir Kraft und auch Einfluss. Das gilt nicht nur für mich persönlich, sondern für alle, die den Weg gemeinsam mit mir gehen. Ich bin eine politische Frau, und als solche brauche ich Hoffnung.

Die Solidarität und der Glaube an die Zukunft ermöglichen es mir zu träumen, dass alles besser werden kann. Das spezifische Projekt der Kits hat mich in dieser großen Krise positiv beschäftigt. Es hat mich und andere aktiviert. Wir wussten, dass wir schutzlosen Menschen halfen. Dank dieses Wissens gelang es mir zu schlafen – auch wenn ich mich manchmal in den Schlaf weinen musste. Aber zumindest weiß ich, dass ich tue, was ich kann. Und zwar nicht nur für mein eigenes Volk, sondern für alle, die hier leben. Ich möchte den Menschen das Gefühl vermitteln, dass sie positive Veränderungen bewirken können.

Als Feministin ist mein Schwerpunkt natürlich die Arbeit mit Frauen. Deshalb war ich froh, Frauen unterstützen zu können, die zu den marginalisierten Gruppen der Gesellschaft gehören. Das ist für mich die Verwirklichung meines feministischen Traums. Wie bei vielen anderen meiner Initiativen habe ich auch durch dieses Projekt meine feministische Ideologie in konkrete Taten

umgesetzt. Die Frauen aus den Dörfern, die wir zu Multiplikatorinnen ausbildeten, fühlten sich gestärkt. Sie begannen, darüber nachzudenken, welche Führungsrolle sie in ihrer Community übernehmen könnten. So kann ein kleiner Stein große Wellen erzeugen. Für mich war es eine Freude, diese Entwicklung zu sehen und zu begleiten.

Und letztendlich ist in dieser furchtbaren Situation das Handeln auch eine persönliche Therapie. Es lenkt mich davon ab, nur vor dem Bildschirm zu sitzen und zu schauen, was in Gaza passiert, wie furchtbar meine Freundinnen und Freunde dort leiden. Oder wie viele Menschen am 7. Oktober in Israel ermordet wurden, zum Beispiel die Friedensaktivistin Vivian Silver. Mich schmerzt auch das Schicksal der von der Hamas entführten israelischen Geiseln und der Kampf ihrer Familien um ihre Freilassung. Anderen zu helfen, verbindet mich mit meiner eigenen Menschlichkeit. Das Schwierigste ist es, in solch einer Krise die Menschlichkeit nicht zu verlieren.

## **6. Was würdest du Menschen in Deutschland raten, die in ihrem eigenen Umfeld Initiative ergreifen möchten?**

Es gibt keine Gebrauchsanweisung für zivilgesellschaftliches Engagement, aber umso mehr Gelegenheiten dafür. Auch in Deutschland muss man die Komplexität der gesellschaftlichen und politischen Situation verstehen. Man sollte danach streben, sich mit den positiven und demokratischen Kräften zu verbinden. Wir müssen verstehen, dass Menschen, die sich als demokratische Weltbürgerinnen und Weltbürger verstehen, Macht haben. Viel zu oft verzichten sie aber auf diese Macht und lassen dadurch ausgrenzende, radikale Kräfte mehr Einfluss gewinnen.

Gerade in Deutschland kann man aufgrund der historischen Erfahrung sehen, was passiert, wenn demokratische Kräfte nicht für ihre Werte kämpfen. Wir sind alle miteinander verbunden. Was in Israel passiert, wirkt sich auf Deutschland aus. Was in Gaza geschieht, betrifft auch Deutschland. Wir müssen Menschen suchen, die unsere Werte teilen, um Solidarität zu schaffen. Das erfordert aktives Handeln. Mein Leitmotiv lautet: „Gib nie auf!“

# „Ich wollte die Freude in ihren Gesichtern sehen“

## Nir Peretz

Interview am 18.02.2024



Foto: privat

<b>Geburtsjahr</b>	1977
<b>Geburtsort</b>	Jerusalem
<b>Wohnort</b>	Moschaw Kochaw Michael
<b>Beruf</b>	Inhaber einer Cateringfirma und Chefkoch
<b>Zivilgesellschaftliches Engagement nach dem 7. Oktober</b>	Versorgung von Soldatinnen und Soldaten mit Mahlzeiten



## 1. Zur Person

Ich wurde 1977 in Jerusalem geboren. Dort habe ich bis zum Alter von 14 Jahren gelebt. Danach kam ich für vier Jahre auf ein landwirtschaftliches Internat. Zum Unterricht gehörte auch Arbeit auf den Feldern.

Anschließend leistete ich drei Jahre Wehrdienst, und zwar bei der Militärpolizei. Nach der Entlassung aus der Armee ging es mir wie vielen anderen Israelinnen und Israelis: Ich war auf der Suche nach mir selbst. Deshalb probierte ich viele Jobs aus, sei es wieder in der Landwirtschaft, sei es in Restaurants oder Supermärkten.

Gekocht hatte ich immer schon, zu Hause ebenso wie in der Armee. Mit 22 Jahren begriff ich, dass Kochen meine Berufung war. Daraufhin habe ich in guten Restaurants in Tel Aviv und Jerusalem eine Ausbildung zum Koch gemacht.

Nach einigen Jahren wurde ich Chefkoch bekannter Restaurants. Dann aber wollte ich auf eigenen Füßen stehen. Ich fing klein an: Zunächst bekochte ich Kunden bei ihnen zu Hause. Das Geschäft wuchs. Mit der Zeit spezialisierte ich mich auf große Veranstaltungen im Freien, zum Beispiel in der Wüste oder im Wald. Meine Cateringfirma heißt nicht zufällig „Feldküche“. Sie ist mobil. Für meine Arbeit benötige ich zahlreiche Utensilien und eine gute Küchenausstattung, mit der Essen für Gruppen zubereitet werden kann. In diese Ausrüstungen habe ich viel Geld investiert. Das war ein Risiko, zumal in Israel ein Krieg unsere Pläne immer durchkreuzen kann. Damit müssen wir leben.

Seit sechs Jahren lebe ich im Moschaw Kochaw Michael. Ich bin geschieden und habe drei Kinder.

Bis zu den Ereignissen vom 7. Oktober hatte ich zivilgesellschaftliches Engagement weder organisiert noch mich anderweitig daran beteiligt. Ich war damit beschäftigt, meine Karriere aufzubauen, Freunde und eine Partnerin zu suchen. Allerdings war es für mich immer selbstverständlich, bei kleinen Dingen zu helfen, zum Beispiel einer alten Dame beim Überqueren der Straße behilflich zu sein, bei einer Autopanne einzuspringen oder im Supermarkt für jemanden eine schwere Einkaufstasche zu tragen. Ich war immer bestrebt, Menschen in einer Notlage zu helfen, bevor sie mich darum baten. Ich war sowohl zu Hause als auch im Internat in diesem Sinne erzogen worden.

### ► Moschaw

Der Moschaw ist eine weitere für Israel typische Siedlungsform. Im Gegensatz zum Kibbuz ist der Moschaw nicht kollektiv, sondern genossenschaftlich angelegt und beruht auf privater Produktion. Der erste Moschaw wurde 1926 gegründet. Ebenso wie die Kibbuzim waren die Moschawim ursprünglich landwirtschaftlich ausgerichtet. Sie spielten bei der Eingliederung großer Einwanderungswellen nach der Staatsgründung eine wichtige Rolle und waren vor allem für solche Menschen attraktiv, die sich das urkommunistische Kibbuz-Modell nicht zu eigen machen wollten. Die Moschawim waren für die Entwicklung des Landes von großer Bedeutung, wobei sie, anders als die Kibbuzim, für sich nicht den Status einer ideologischen und politischen Elite beanspruchten. Mit der Zeit haben auch sie sich wirtschaftlich und sozial verändert. Viele ihrer Mitglieder gehen heute einer Berufstätigkeit außerhalb ihrer jeweiligen Siedlung nach, sodass die Moschawim zunehmend den Charakter von Schlafstädten angenommen haben.

## 2. Das zivilgesellschaftliche Engagement nach dem Massaker

Am 7. Oktober war ich mit meinen Kindern zu Besuch bei meinen Eltern in Jerusalem. Als die Nachrichten vom Terrorüberfall auf den Süden sich zu verbreiten begannen, starrten wir wie die meisten Israelinnen und Israelis auf den Fernsehschirm und standen unter gewaltigem Schock. Am 8. Oktober fuhr ich in den Moschaw zurück. Die Kinder ließ ich in Jerusalem, da ich um ihre Sicherheit fürchtete.

Als nach dem Massaker, das die Terroristen angerichtet hatten, der Krieg ausbrach, war mir sofort klar, dass ich helfen musste. Ich begriff, dass ein großes Projekt geboten war und dass mein Beitrag sich ums Essen drehen musste.

Einen konkreten Plan hatte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Ich wusste nur, dass ich unseren Moschaw als Standort und meine mobile Küchenausstattung nutzen musste. Kochaw Michael liegt etwa 20 Minuten von der Grenze zum Gazastreifen entfernt, wo israelische Soldatinnen und Soldaten gegen die Hamas kämpften. Das war nahe genug, um schnell zu den Aufmarschräumen zu gelangen. Gleichzeitig standen wir aber nicht unter Raketenbeschuss, was unsere Arbeit erleichterte.

Ich ging davon aus, dass viele Soldatinnen und Soldaten sich in unserer Gegend einschließlich des Moschaws selbst aufhalten würden. So kam mir der Gedanke, Armeeingehörige mit Mahlzeiten zu versorgen.

Zunächst machte ich eine Standortbesichtigung im Moschaw. Ich prüfte, wo ich eine ausreichende Versorgung mit Wasser und Strom sicherstellen konnte. Dann packte ich einfach alle meine Geräte aus und kochte drauflös. Ich klärte auch, wie wir die Portionen an die Einheiten verschicken konnten.

Zusammen mit einem Freund richtete ich innerhalb von vier Tagen eine Großküche im Moschaw ein. Dann rief ich die Firma an, die mich normalerweise mit Stühlen und anderen Utensilien versorgt. Ich schickte ihnen eine Bedarfsliste, und sie schickten mir innerhalb von zwei Stunden alles, was ich brauchte: Tische, Stühle, einen großen Ofen und Kühlschränke. Bis heute haben sie dafür keinen Schekel [israelische Währung] verlangt.

Als ich alles aufzustellen begann, zeigten die Bewohnerinnen und Bewohner des Moschaws sofort großes Interesse. Alle boten ihre Hilfe an. Binnen kürzester Zeit organisierten wir uns über eine WhatsApp-Gruppe. Im Moschaw leben 400 Familien. Alle packten in Schichten mit an, kochten, wuschen ab und schnitten Gemüse. Das taten sie sowohl unter der Woche als auch am Wochenende. Wir hörten nicht für eine Sekunde mit der Arbeit auf.

Nach einigen Tagen bereiteten wir bereits 400 Portionen täglich für die Truppen an der Grenze zu. Aber ich wollte auch diejenigen Soldatinnen und Soldaten erreichen, die in Gaza kämpften. So fuhr ich an die Grenze und stellte sicher, dass sie mit meinen Mahlzeiten versorgt wurden.

Dann schickte die Armee 300 Reservesoldaten zum Übernachten zu uns. Da alles so plötzlich passiert war, stand keine andere Unterkunft zur Verfügung. Sie kamen mit Schlafsäcken und übernachteten in den Kindergärten und anderen öffentlichen Räumen. Plötzlich dachte ich mir: „Wenn du für dein Geschäft kochst, willst du deine Kundschaft mit Mahlzeiten auf hohem Niveau verwöhnen. Diese unerwarteten Gäste hier im Moschaw zu verpflegen, betrachtest du jetzt einfach wie eine ganz normale Veranstaltung.“ Den Soldatinnen und Soldaten wollte ich Gutes tun. Es waren nicht einfach warme Gerichte, die ich für sie kochte, es waren Steaks und andere Delikatessen. Ich wollte die Freude darüber in ihren Gesichtern sehen.

Parallel zu dieser Aktion schickten wir weiterhin Essen an die Front. Nach wenigen Tagen begann ein Freund aus dem Moschaw, Spenden zu sammeln. Zu diesem Zeitpunkt hatten wir schon viele Fotos und Dankesbriefe, die unser Projekt dokumentierten. Zuerst verbreitete er den Spendenaufruf in den



Die Freiwilligen des Moschaw Kochaw Michael bei der Verpflegung von Soldaten. Foto: privat

sozialen Medien, dann wandte er sich an eine Fundraising-Organisation. Dadurch konnten die Spenden von der Steuer abgesetzt werden. Er schaffte es, im In- und Ausland ungefähr 250 000 Euro aufzutreiben. So konnten wir unsere Hilfsaktion fortsetzen.

In der nächsten Phase eröffneten wir im Moschaw eine professionelle Pizzeria mit einem echten Steinofen. Den Soldatinnen und Soldaten standen zwölf Pizzavarianten mit verschiedenen Zutaten zur Auswahl. Die Pizzeria wurde vor allem von den Jugendlichen des Moschaws betrieben. Sie freuten sich, dass auch sie den Soldatinnen und Soldaten etwas Gutes tun konnten.

Nach 100 Tagen veränderte ich das Projekt. Ich musste ja auch meine eigentliche Arbeit wieder aufnehmen. Zudem sank die Zahl der freiwilligen Helfenden, weil viele von ihnen ebenfalls an ihre Arbeitsplätze zurückkehrten. Darüber hinaus entließ die Armee viele Soldatinnen und Soldaten aus dem Gazastreifen. Auf diese Änderung hatten sich die Freiwilligen und ich selbst rechtzeitig vorbereitet.

Ich beschloss, eine letzte gemeinsame Riesenmahlzeit im Moschaw abzuhalten. Es war Open House. Jede und jeder waren willkommen.

Seitdem verwöhne ich kulinarisch Reservistinnen und Reservisten, die ihren Einsatz beenden. Ich organisiere für sie und ihre Familien üppige Mahlzeiten als Dank dafür, dass sie so große Opfer gebracht haben. Einerseits ist die Atmosphäre dabei voller Freude, weil die Dienenden wieder ins Zivilleben

zurückkehren können. Andererseits trauern viele um ihre gefallenen Mitkämpfenden. Parallel dazu versorge ich immer noch rund 80 Soldatinnen und Soldaten im aktiven Dienst mit Pizzen und Steaks.

### **3. Persönliche Motivation und gesellschaftliche Ziele**

Ich wollte die Soldatinnen und Soldaten einfach mit gutem Essen versorgen. Und das von ganzem Herzen. Warum Armeeangehörige? Erstens wurden Zivilpersonen, etwa Israelinnen und Israelis, die aus ihren Häusern in grenznahen Regionen evakuiert werden mussten, vom Staat gepflegt. Zweitens hatten die Reservistinnen und Reservisten alles stehen und liegen lassen, um gegen die Hamas zu kämpfen. Sie hatten die Sicherheit des Landes vor ihre Arbeit und ihre Familien gestellt. Viele von ihnen mussten unter Lebensgefahr in Gaza kämpfen. Dafür wollte ich sie auf meine Weise umarmen.

Das Ziel, das ich mir gesetzt hatte, habe ich erreicht. Ich habe insgesamt fast 100 000 Armeeangehörige versorgt. Darunter waren auch Menschen, die ich persönlich kannte, zum Beispiel ein Reservist, dessen Hochzeit ich mehrere Jahre zuvor ausgerichtet hatte. Ein Reservist bezeichnete mein Projekt auf Facebook als „Das Zelt Abrahams“. Damit bezog er sich auf den biblischen Patriarchen, der für seine Gastfreundschaft bekannt war. Dieser Vergleich zeigte mir, dass meine Initiative die Menschen erreicht hatte.

### **4. Welche Ressourcen bringst du für das Engagement mit?**

Zunächst einmal bringe ich auf der praktischen Ebene meine Kochkünste und die Ausrüstung für große Veranstaltungen ein. Darüber hinaus meine Fähigkeit, andere zu rekrutieren, die Freiwilligen, meinen Lieferanten und Menschen aus meinem Freundeskreis, die Geld sammeln. Die langjährige Erfahrung in der Organisation von großen Projekten und von Feldküchen kommt mir ebenfalls zugute. Die Dankbarkeit, die ich gegenüber den Soldatinnen und Soldaten empfinde, spielt auch eine große Rolle, sie motiviert mich.

### **5. Was hat dein Engagement dir persönlich gebracht?**


Durch die Anstrengung habe ich mehrere Kilo abgenommen. Aber im Ernst: Es war eine Möglichkeit, meinen Werten der Nächstenliebe konkreten Ausdruck zu verleihen. Das hat mir in dieser furchtbaren Lage etwas inneren Frieden

gegeben. Und es hat eine enge Verbindung zwischen mir und meinen Nachbarinnen und Nachbarn sowie starke gegenseitige Wertschätzung geschaffen.

In der akuten Situation habe ich gesehen, wie sehr ich über mich selbst hinauswachsen kann. Es hat mir auch Pragmatismus und situative Wendigkeit beigebracht. Als es nicht mehr möglich war, das Kochen in vollem Umfang weiterzuführen, habe ich es reduziert, aber nicht aufgegeben.

Darüber hinaus bereitet mir das Projekt persönlich viel Freude. Es gibt mir das Gefühl, in dieser furchtbaren Situation einen konstruktiven Beitrag zu leisten.

## **6. Was würdest du Menschen in Deutschland raten, die in ihrem eigenen Umfeld Initiative ergreifen möchten?**

Ich bin kein religiöser Mensch, doch das Buch „Mesillat Jescharim“ [„Der Pfad der Aufrechten“] des Rabbiners Mosche Chaim Luzzatto [1707–1746] hat mich stark beeinflusst. Es ist ein Buch fürs Leben. Der Autor beschäftigt sich mit der Frage, wie man ein guter Mensch wird. Sein Rat lautet: „Hilf einem Menschen, noch bevor dieser darum bittet.“ Er nennt das sinngemäß „die Eile der  Mitzwa“.

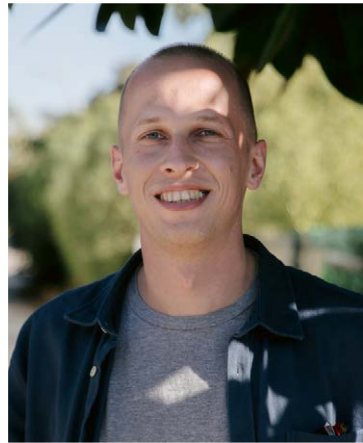
Ich gebe ein Beispiel: Man steht mit seinen AirPods vor einem Zebra-Streifen und ist in seine WhatsApp-Nachrichten vertieft. Dabei übersieht man die alte Frau, die sich fürchtet, allein die Straße zu überqueren. Und genau das sollte man nicht tun. Wir sollten immer mit offenen Augen durch die Welt gehen und den Blick auf andere richten, um zu sehen, ob sie unsere Hilfe brauchen. Das sollten wir tun, bevor diese Menschen uns um Hilfe bitten. Die Geschwindigkeit spielt in diesem Kontext eine wichtige Rolle. Wenn man nicht sofort hilft, findet man Ausreden, warum man nicht zu helfen braucht. Helfen muss instinktiv und unverzüglich erfolgen.



# „Ich weiß, dass es wichtig war“

## Sasha Mizheritsky

Interview am 22.02.2024



© Anastasia Shrub

<b>Geburtsjahr</b>	1990
<b>Geburtsort</b>	Kramatorsk
<b>Wohnort</b>	Tel Aviv
<b>Beruf</b>	Leiter der Abteilung für russischsprachige Bürgerinnen und Bürger bei der NGO Tzedek Centers
<b>Zivilgesellschaftliches Engagement nach dem 7. Oktober</b>	Betreuung russischsprachiger Seniorinnen und Senioren in der Kriegszone
	
	Projektwebseite von „Tzedek Centers – Together We Make A Difference“, <a href="http://www.merkazim.org">www.merkazim.org</a>



## 1. Zur Person

Ich wurde 1990 in Kramatorsk in der Ostukraine geboren. Diese kleine Stadt wurde nach dem russischen Überfall auf die Ukraine 2022 – unfreiwillig – weltweit bekannt, weil sie nahe an der Grenze zu Russland und damit in einer umkämpften Zone liegt.

In Kramatorsk gab es keine jüdische Gemeinde. Ich wusste nur, dass meine Eltern jüdischer Herkunft waren. Als ich zwölf Jahre alt war, schickte mich meine Mutter in ein Ferienlager der [Jewish Agency](#). Dort hatte ich das erste Mal das Gefühl, einer Gemeinschaft anzugehören. Mit der Zeit wurde mir klar, dass ich nach Israel auswandern wollte. Den ersten Versuch dazu unternahm ich mit 15, aber meine Mutter erlaubte mir nicht, die Familie zu verlassen. Das nahm ich ihr damals sehr übel.

Nach Abschluss des Gymnasiums nahm ich 2007 das Studium der Betriebswirtschaftslehre in Odessa auf. Das war weit von zu Hause, und genau das wollte ich. Ich wollte erwachsen sein.

In Odessa gab es eine große jüdische Gemeinde. Dadurch begann ich mich intensiv mit dem Judentum zu beschäftigen. Ich schloss mich einer streng religiösen Bewegung an. Unter ihrem Einfluss befolgte ich die religiösen Gebote des Judentums. Das brachte mich zwar in Konflikt mit meiner Mutter, doch habe ich dadurch die Welt der Religion kennengelernt. Allerdings war mir klar, dass ich nicht auf Dauer religiös bleiben wollte. Deshalb suchte ich nach anderen Wegen, meine jüdische Identität zum Ausdruck zu bringen. 2008 wurde ich Mitarbeiter der Jewish Agency. Ich organisierte und moderierte Seminare für Studierende und Jugendliche. Dafür reiste ich viel in der Ukraine herum.

Nach meinem Bachelorabschluss entschied ich mich für ein Studium des Judentums aus akademischer Perspektive am Paideia-Institut in Schweden. Dieses Studium hat mir sehr viel neues Wissen vermittelt. Danach kehrte ich nach Odessa zurück. Dort gründete ich zusammen mit Freunden eine Niederlassung des „Moishe House“. Die in zahlreichen Ländern tätigen Moishe Houses sind Wohn- und Lerngemeinschaften jüdischer Studierender.

Nach einem Jahr beschloss ich, die Ukraine zu verlassen. Im Rahmen des „Masa-Israel“-Projekts kam ich ohne meine Familie nach Israel. Ich lernte ein wenig Hebräisch und konnte in das Land hineinschnuppern. Diese Zeit bereitete mich gut auf die reguläre Einwanderung vor.

Während meiner Zeit bei „Masa Israel“ wohnte ich in Jerusalem. Das Programm zeichnete den Konflikt mit den Palästinenserinnen und Palästinensern

### ► Postsowjetische Einwanderung

Der Zusammenbruch und die anschließende Auflösung der Sowjetunion haben zu einer Massenauswanderung von Jüdinnen und Juden und Menschen mit jüdischen Wurzeln aus den sowjetischen beziehungsweise ex-sowjetischen Republiken nach Israel geführt. Die höchsten Einwanderungszahlen wurden Anfang der 1990er-Jahre verzeichnet, doch hält die Immigration bis heute an. Einwandernde aus der ehemaligen Sowjetunion haben wesentlich zur Wirtschaftsentwicklung Israels und dem damit verbundenen Aufstieg des Landes zur Hightechnation beigetragen. Heute hat ein großer Teil dieser Eingewanderten das Seniorenalter erreicht. Die meisten haben sich eine enge Bindung an die russische Sprache und Kultur bewahrt und bilden in vielerlei Hinsicht eine eigene soziale Gruppe.

in Schwarz-Weiß. Die Israelinnen und Israelis waren immer die Guten und die Palästinenserinnen und Palästinenser immer die Bösen. Damals war mir noch nicht klar, dass die Realität viel komplexer ist.

2014 wurde ich israelischer Staatsbürger und blieb in Jerusalem. Im selben Jahr, nach dem russischen Überfall auf die Ukraine und der Annexion der Krim, holte ich meine Mutter und meinen Großvater nach Israel. Die Jewish Agency hatte damals eine geheime Rettungsaktion für bedrohte ukrainische Jüdinnen und Juden gestartet.

Zu diesem Zeitpunkt konnte ich meine Angehörigen noch nicht in dem Maß unterstützen, in dem ich es gerne getan hätte. Ich war selbst neu in Israel und kannte mich nicht gut im Land aus. Um mich über Wasser zu halten, nahm ich Gelegenheitsjobs an, die keine fortgeschrittenen Sprachkenntnisse erforderten. Solche Situationen sind integraler Teil von Migrationserfahrungen, doch ich wollte weiterkommen.

Langsam begann ich Fuß zu fassen. In der Ukraine hatte ich Projekte geleitet, das wollte ich auch in meiner neuen Heimat tun. Ich wollte anderen Einwandernden helfen. Dazu muss man sagen, dass im Staat Israel über eine Million russischsprachiger Immigrantinnen und Immigranten aus der ehemaligen Sowjetunion leben. Je mehr ich mich mit dieser Gruppe beschäftigte, desto klarer wurde mir, dass sie nicht genügend in die israelische Gesellschaft integriert ist.

Das gilt nicht nur für Ältere, sondern auch für junge Menschen. Viele von ihnen werden einfach vergessen, niemand kümmert sich um sie. Zahlreiche

leben deshalb in gesellschaftlichen Blasen. Ich wollte helfen, das zu ändern, und habe das dann auch in unterschiedlichen Organisationen getan. Unter anderem arbeitete ich in einem Internat und später in der Pfadfinderbewegung. Dann wurde ich Mitarbeiter der > Jewish Agency, die es mir wenige Jahre zuvor ermöglicht hatte, nach Israel zu kommen. Ich wurde nach Budapest versetzt, um jüdischen Flüchtlingen aus der Ukraine bei ihrer „Alija“, hebräisch für Einwanderung nach Israel, behilflich zu sein. Nachdem dieses Notfallprogramm beendet war, kehrte ich nach Israel zurück.

Anschließend habe ich am Ruppin-College den Studiengang Einwanderung und soziale Integration absolviert. Dadurch konnte ich meine praktische Erfahrung um theoretisches Wissen ergänzen.

Dann wurde mir meine jetzige Position bei der Nichtregierungsorganisation „Merkasim le-Tzedek Chewrati – Tzedek Centers“ [„Zentren für Gerechtigkeit“] angeboten. Die Organisation setzt sich für die israelische Demokratie und soziale Gerechtigkeit ein. Ich leite die Projekte für die russischsprachige Bevölkerung.

## 2. Das zivilgesellschaftliche Engagement nach dem Massaker

Die gemeinnützige Organisation „Tzedek Centers“ wurde vor acht Jahren gegründet, doch fördert sie erst seit einem Jahr auch die Integration postsowjetischer Einwandernder in Israel. Es ist unser Ziel, sie verstärkt in demokratische Prozesse einzubeziehen und ihr zivilgesellschaftliches Engagement zu fördern. Das ist erforderlich, weil Menschen, die in einer Diktatur aufgewachsen sind, sich oft soziale Passivität angeeignet haben. Sie glauben nicht wirklich daran, einen Wandel bewirken zu können.

Das gilt in Israel für die erste Generation der Eingewanderten. Bei den Jüngeren ist es anders, da sie schon in Israel sozialisiert sind. Hierzulande wird man schon im Kindergarten dazu erzogen, sich für die Gemeinschaft einzusetzen. Kinder wissen von klein auf, dass sie ihren Beitrag leisten müssen, um die Gesellschaft mitzugestalten. Wir versuchen, die jüngere Generation der russischsprachigen Israelinnen und Israelis zu zivilgesellschaftlichem Engagement zu motivieren und damit auch ihre Integration zu erleichtern.

Als die Hamas am 7. Oktober den Süden Israels überfiel, wurden viele Bewohnerinnen und Bewohner von Ortschaften in Grenznähe zu Gaza in sicherere Landesteile evakuiert. Viele, aber nicht alle. Das galt auch für Eingewanderte

aus der Ex-UdSSR. In den Städten Sderot, Netiwot, Ofakim und Aschkelon, die nicht weit vom Gazastreifen liegen, leben circa 5000 ältere Menschen, die bis heute nur Russisch verstehen. Sie wollten ihr Zuhause nicht verlassen, sie hatten Angst. Sie verstanden nicht, was gerade geschah. Die ganze Gegend wurde zu einer militärischen Sperrzone erklärt. Es gab auch keine öffentlichen Verkehrsmittel. Aus all diesen Gründen blieben viele von ihnen zu Hause.

An diesem Punkt setzte die Arbeit von „Tzedek Centers“ an. Uns wurde bewusst, dass zwar viele Projekte für Evakuierte initiiert worden waren, dass sich aber niemand um die Menschen kümmerte, die zu Hause geblieben waren. Die Informationen der Behörden wurden, jedenfalls in den ersten Tagen, nur auf Hebräisch herausgegeben.

Deshalb riefen wir unverzüglich eine Gruppe von Freiwilligen ins Leben, die mit älteren Eingewanderten kommunizieren konnten. Zuerst richteten wir eine Telefonzentrale ein und riefen die Menschen in der Kampfzone täglich an. Wir erkundigten uns nach ihrem Befinden und ihren Bedürfnissen. Wir fragten sie: „Was braucht ihr? Womit können wir euch helfen?“ Auf der Grundlage ihrer Antworten schickten wir unsere Freiwilligen mehrmals in der Woche zu Hausbesuchen. Bald wurde klar, dass wir uns auf die drei Städte Sderot, Ofakim und Netiwot konzentrieren mussten.

Ich hatte zunächst befürchtet, dass sich nicht viele Freiwillige melden würden. Dann aber meldeten sich innerhalb weniger Tage Hunderte. Es war, als hätten sie auf die Gelegenheit gewartet, helfen zu können, aber nicht gewusst, wo sie anfangen sollten.

Ihre Einsatzbereitschaft, ihr guter Wille und ihr Enthusiasmus veranlassten uns, ein weiteres Projekt in die Wege zu leiten. Wir ermöglichten es den Freiwilligen, ihre eigenen Initiativen zu entwickeln und umzusetzen. Dafür boten wir ihnen Beratung und Etatmittel. Wir wollten sie in die Lage versetzen, ihr Handlungsspektrum zu erweitern, und denjenigen, die ihr Engagement auf eine höhere Stufe bringen wollten, die Chance dazu zu geben.

Ein Beispiel dafür ist eine Initiative, die sich in Eilat entwickelte. Zwar liegt Eilat am Roten Meer und gehört damit nicht zur Umgegend des Gazastreifens. Allerdings gibt es dort viele russischsprachige Eingewanderte, die wegen des Ukraine-Krieges nach Israel gekommen sind. Deshalb führten wir in Eilat verschiedene Programme durch, sowohl für ältere Menschen als auch für Kinder, und auch dort organisierten wir Hausbesuche.



Ein Team von Freiwilligen von „Tzedek Centers“. Foto: privat

### 3. Persönliche Motivation und gesellschaftliche Ziele

Mein oberstes Ziel war es, Hilfsbedürftige zu unterstützen. Ein weiteres war die Förderung des sozialen Aktivismus als Wert an sich. Das ist auch das Ziel von „Tzedek Centers“. Ich wollte den Freiwilligen sagen: „Geht raus und leistet euren Beitrag!“ Dabei konnte ich auf einem schon bestehenden Fundament aufbauen. Bereits 2022 haben sich viele junge russischsprachige Israelinnen und Israelis engagiert, um aus der Ukraine Geflüchteten zu helfen. Kriegssituationen rufen – so furchtbar sie sind – auch Hilfsbereitschaft hervor. Ich wollte das Bewusstsein der Freiwilligen dafür schärfen, dass die Zivilgesellschaft sehr viel Positives bewirken kann.

Auf Dauer konnte die Intensität der unmittelbar nach dem 7. Oktober geleisteten Hilfe nicht aufrechterhalten werden, da viele ehrenamtliche Helferinnen und Helfer wieder zur Arbeit und zum Studium zurückkehrten. Deshalb mussten wir nach dem Jahreswechsel 2023/24 umdenken. Die Herausforderung ist seitdem der Übergang von der Hilfe in akuten Notlagen zum Engagement im Alltag. Um das erfolgreich in die Wege zu leiten, entwickeln wir Kurse für soziale Initiativen.

Habe ich mein Ziel erreicht? Ich bin ein sehr selbstkritischer Mensch. Wir haben sehr viel getan. Ob wir genug getan haben, müssen andere beurteilen. Ich weiß, dass unsere Hilfe wichtig war und zum richtigen Zeitpunkt geleistet wurde. Ich habe dabei viel gelernt.

#### **4. Welche Ressourcen bringst du für das Engagement mit?**

Zweifelsohne kann ich auf meine langjährige Erfahrung zurückgreifen. Darüber hinaus kann ich mich gut in die Lage alter Menschen hineinversetzen, da es solche auch in meiner Familie gibt. Die theoretische Grundlage für meine Arbeit, die ich durch mein Studium erworben habe, hilft mir ebenfalls sehr. Ich verstehe dadurch die Prozesse des ehrenamtlichen Engagements viel besser.

Ich schaffe gerne Synergien. Deshalb habe ich mehrere andere zivilgesellschaftliche Organisationen in das Projekt einbezogen, auch solche, die bis dahin keine Erfahrung mit dieser Zielgruppe hatten. Diese Zusammenarbeit hat den Umfang des Projekts erweitert und seine Wirkung gesteigert. Kooperation halte ich für einen sehr wichtigen Erfolgsfaktor. Des Weiteren haben mich meine Kolleginnen und Kollegen bei „Tzedek Centers“ unterstützt und begleitet. Sobald ich eine Idee vorschlug, erhielt ich grünes Licht für die Umsetzung.

#### **5. Was hat dein Engagement dir persönlich gebracht?**

Es hat mir ermöglicht, mit der Angst vor dem Krieg umzugehen. Wenn man in eine traumatische Situation kommt, hat man zwei Möglichkeiten: Entweder man lässt sich von der Angst überwältigen, oder man versucht, sie durch eigenes Handeln in den Griff zu kriegen. Bei mir hat es nach dem 7. Oktober eine Woche gedauert, bis ich wieder klar denken konnte. Die Initiative hat mich gerettet. Ich hatte einige Monate lang nicht einmal Zeit, Nachrichten zu hören. Das hat mir sehr gutgetan.

#### **6. Was würdest du Menschen in Deutschland raten, die in ihrem eigenen Umfeld Initiative ergreifen möchten?**

In gewisser Weise ähneln Deutschland und Israel einander. Beide stehen immer wieder für große Gruppen von Einwandernden offen. Soziales Engagement ist meiner Meinung nach der richtige Weg, um „in die Gesellschaft einzutreten“. Ich glaube, dass man auch in Deutschland Einwandernden die Chance zu

sozialem Engagement geben muss. Das gibt ihnen die Möglichkeit, sich stärker einzubringen und sich als Teil der deutschen Gesellschaft zu fühlen. Gleichzeitig profitiert auch das Land davon.

Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, dass es wichtig ist, eine Bestandsaufnahme zu machen. Man sollte ein Projekt nicht aus einem Instinkt heraus initiieren, sondern erst nach sorgfältiger Prüfung der Lage. Man kann durchaus mit kleinen Dingen beginnen. Dadurch kann das Helfen leichter werden. Man muss sich sehr genau überlegen, wer die Zielgruppe ist. Sie muss nach Alter und anderen relevanten Kriterien präzise definiert werden.

Ich möchte ein konkretes Beispiel aus unserer Arbeit geben: Zuerst wollten wir alle russischsprachigen Einwandernden erfassen, die nicht Hebräisch sprechen. Dank der Telefongespräche, die wir mit ihnen führten, verstanden wir aber, dass es vor allem die über 60-Jährigen waren, die sich nicht zu helfen wussten. Dann schränkten wir diese Gruppe weiter ein, und zwar – wie schon erwähnt – auf Einwohnerinnen und Einwohner von Sderot, Ofakim und Netivot. Je klarer die Zielgruppe ist, desto präziser kann man ihr helfen. Man muss sich auch fragen: „Was genau brauchen diese Menschen? Was kann ich leisten? Was können wir beitragen? Welche Hilfe wird bereits geleistet?“ Es ist immer sinnvoll, sich genügend Zeit zur Vorbereitung zu nehmen. Das haben wir auch in der akuten Notlage nach dem Massaker getan. Die konkrete Umsetzung der Projekte begann erst, als uns klar war, wo die Hilfe am dringendsten gebraucht wurde.

# „Es ist wichtig, sich nicht in das Projekt zu verlieben“

## Moran Bar

Interviewt am 24.02.2024



© Moran Bar, Foto: Dana Tal El

<b>Geburtsjahr</b>	1990
<b>Geburtsort</b>	Kibbuz Hama'apil
<b>Wohnort</b>	Kibbuz Ruth, Naharija
<b>Beruf</b>	Leiterin der Abteilung für Kibbuzim bei der Jugendbewegung „Ha-Schomer Ha-Tzair“
	 Eintrag zur Jugendbewegung „Ha-Schomer Ha-Tzair“ bei der Enzyklopädie des YIVO Institute for Jewish Research (englischsprachig)
<b>Zivilgesellschaftliches Engagement nach dem 7. Oktober</b>	Pädagogische Betreuung von evakuierten Kindern und Jugendlichen



## 1. Zur Person

Ich wurde 1990 in der Region Emek Hefer, im Kibbutz Ma'apil geboren, den meine Großeltern mitbegründet haben. Seit meinem zwölften Lebensjahr war ich in der Jugendbewegung ► „Ha-Schomer Ha-Tzair“ aktiv. Drei Jahre später wurde ich dort „Madricha“ (Jugendleiterin).

### ► Kibbuzim und ihre Jugendbewegungen

Der Kibbutz ist eine besondere israelische Siedlungsform. Der erste Kibbutz wurde 1910 gegründet. Die Kibbuzim wurden als sozialistisch-kollektive Siedlungen mit gemeinsamer Arbeit und gemeinsamem Eigentum aller Mitglieder konzipiert. Im Lauf der Jahrzehnte passte sich ihre Struktur dem sozialen und wirtschaftlichen Wandel an. Die Kibbuzim, die ursprünglich landwirtschaftlich ausgerichtet waren, beschäftigten später bezahlte Arbeitskräfte und bauten Industriebetriebe auf. Die völlige materielle Gleichheit wurde zumeist zugunsten einer wirtschaftlichen Schichtung mit unterschiedlichen Einkommensstufen aufgegeben. Die Kibbuzim spielten und spielen eine wichtige Rolle in der israelischen Gesellschaft, hingegen haben sie ihre einstmals führende Rolle in der Politik weitgehend eingebüßt. Ihre Jugendbewegungen (beispielsweise ► „Ha-Schomer Ha-Tzair“) engagieren sich zugunsten sozial benachteiligter Bevölkerungsschichten, unter anderem durch einen einjährigen Sozialdienst, der den Wehrdienst nicht ersetzt, sondern ihn lediglich aufschiebt.

Da ich für meine Gruppen Vorträge und Aktivitäten vorbereiten musste, entwickelte ich ein stark ausgeprägtes Bewusstsein für gesellschaftliche Themen, beispielsweise die Kluft zwischen Arm und Reich sowie die Ausübung von Macht in der Politik. Mein Blick auf die Realität in Israel schärfte sich ebenfalls. Dazu gehörten auch der israelisch-palästinensische Konflikt und die moralischen Probleme, zu denen die Besatzung eines anderen Volkes führt.

Gleichzeitig setzte ich mich mit der jüdischen und israelischen Geschichte auseinander. Die Liebe zum Land wurde bei mir nicht nur durch Lesen, sondern auch durch zahlreiche Ausflüge geweckt. Seit jener Zeit prägen mich widersprüchliche Gefühle: Einerseits bin ich dem Staat Israel sehr verbunden, andererseits habe ich viel Kritik an der Politik des Landes und auch an den sozialen Verhältnissen. Bis heute ist es mein Bestreben, unsere Gesellschaft

zu verbessern. Damit meine ich Chancengleichheit für alle und Frieden mit unseren Nachbarinnen und Nachbarn.

Im Alter von 18 Jahren leistete ich im Rahmen der Jugendbewegung ein Jahr lang Freiwilligenarbeit. Ich übernahm die Leitung einer Jugendgruppe von „Ha-Schomer Ha-Tzair“ im Jerusalemer Stadtteil Talpiot, in dem viele sozial benachteiligte Menschen lebten. Ich sah mich einer anderen Welt gegenüber als der, die ich von zu Hause kannte. Durch meine Aufgabe wurde ich hautnah mit sozialen Problemen der israelischen Gesellschaft konfrontiert. Ich betreute Kinder ebenso wie ihre Eltern.

2009 bis 2011 leistete ich meinen Wehrdienst im Bildungskorps der Streitkräfte ab. Ich betreute Jugendliche, die in die Kriminalität abzurutschen drohten. Unsere Lehrgänge waren ihre letzte Chance, einberufen zu werden und dadurch nicht auf die schiefe Bahn zu geraten. Ich versuchte, das Selbstwertgefühl dieser jungen Menschen zu stärken und dafür zu sorgen, dass die Armee passende Aufgaben für sie fand.

2012 wurde ich Mitarbeiterin der Abteilung für über 18-Jährige bei „Ha-Schomer Ha-Tzair“. Seit 2021 leite ich die für Kibbuzim zuständige Abteilung des

### ► Israelische Armee

Als ein kleines, von feindlichen Nachbarstaaten umgebenes Land, konzipierte Israel seine Streitkräfte von Anfang an als eine „Volksarmee“, die sich auf eine umfassende Wehrpflicht und anschließenden Reservedienst stützt. Grundsätzlich wurden ausgediente Wehrpflichtige Reserveeinheiten zugeteilt und regelmäßig zu Wehrübungen oder zu aktivem Einsatz einberufen. Für den Fall eines größeren Krieges besagte die israelische Kampfdoktrin, dass die stehenden Streitkräfte – Wehrpflichtige und Berufsmilitärs – binnen kürzester Zeit durch einberufene Reserveeinheiten verstärkt würden. Mit der Zeit ging der Anteil der Reserveangehörigen, die tatsächlich zum Dienst einberufen wurden, deutlich zurück. Das hatte unter anderem mit der steigenden Bevölkerungszahl zu tun. Diese ließ die Zahl der Wehrpflichtigen wachsen und den Bedarf an Reservistinnen und Reservisten entsprechend sinken. Dennoch stützt sich die Armee im Ernstfall weitgehend auf Reserveeinheiten.

Während des Gaza-Krieges dienten 360 000 Reservesoldatinnen und -soldaten im aktiven Einsatz, zum Teil mehrere Monate lang. Das stellte nicht nur für sie selbst, sondern auch für ihre Familien und die Wirtschaft eine große Belastung dar.

➤ „Ha-Schomer Ha-Tzair“ – und wir haben viele Kibbuzim. Landesweit hat unsere Bewegung 85 Kibbuzim gegründet.

Ich lebe in dem städtischen Kibbuz Ruth in Nahariya im Norden Israels. Ein städtischer Kibbuz ist eine in einem urbanen Raum angesiedelte kollektive Gemeinschaft. Unser Kibbuz hat sich bewusst für einen Standort in einer sozial benachteiligten peripheren Region Israels entschieden. Wir sind eine Gemeinschaft von 50 Erwachsenen und etwa 20 Kindern. Wir engagieren uns für die lokale Bevölkerung.

Ich habe außerschulische Bildung und Lehramt studiert. Meine Studienfächer waren Staatsbürgerschaftskunde, Soziologie und Psychologie. Gegenwärtig strebe ich einen Masterabschluss in jüdischer Pädagogik an der Hebräischen Universität in Jerusalem an.

## 2. Das zivilgesellschaftliche Engagement nach dem Massaker

An der Grenze zum Gazastreifen betreut „Ha-Schomer Ha-Tzair“ zehn Kibbuzim, die unserer Bewegung angehören. Die Region in der Grenznähe zu Gaza steht schon seit 2001 unter Raketenbeschuss, der den Alltag dort sehr oft unterbricht. Daher haben wir sie auch vor dem 7. Oktober intensiv unterstützt.

Am 7. Oktober war uns anfangs nicht bewusst, dass es sich um einen Mega-Terroranschlag handelte. Nach einigen Stunden wurde uns aber klar, dass die Lage im Süden sehr ernst war. Ein Jugendlicher aus einem der überfallenen Kibbuzim rief seinen Jugendleiter an und berichtete, seine Eltern seien vor seinen Augen von den Terroristen ermordet worden. Er selbst hatte sich unter dem Bett versteckt und wusste nicht, was er tun sollte. Leider konnten wir ihn aus dieser Situation nicht befreien. Indem wir den Telefonkontakt zu ihm aufrechterhielten, versuchten wir aber, ihm zumindest das Gefühl zu geben, dass wir ihn nicht allein ließen.

Wir versuchten, Mitglieder aller Kibbuzim zu kontaktieren, um in Erfahrung zu bringen, was dort geschehen war. Als die Armee die Einwohnerinnen und Einwohner der grenznahen Kibbuzim evakuierte, fuhren wir sofort in Teams von sechs Personen an die jeweiligen Zufluchtsorte, um den Evakuierten beizustehen. Ich wurde für Eilat eingeteilt; andere fuhren ans Tote Meer, ins Landeszentrum oder in den Norden. Wir fragten die Evakuierten: „Was braucht ihr? Was ist am dringendsten?“ Sie standen unter Schock und wussten keine Antwort. Daher beschlossen wir, bei ihnen zu bleiben und selbst

herauszufinden, welche Hilfe am nötigsten war. Im Vergleich zu anderen Helferinnen und Helfern hatten wir den Vorteil, dass wir viele der von uns betreuten Evakuierten persönlich kannten. Sie verließen sich auf uns. Die blauen Hemden von „Ha-Schomer Ha-Tzair“ waren ein ihnen vertrautes Symbol.

Wir errichteten Notfallschulen in den Unterkünften für Evakuierte. Damit nutzten wir eine der großen Stärken unserer Bewegung: Bildungsarbeit. Anfangs sah es nicht wirklich nach Schule aus, sondern eher nach Tagesbetreuung. Recht schnell begannen wir aber, formalen Unterricht zu organisieren. Das war vordringlich, weil die israelischen Behörden wochenlang nichts unternahmen.

Wir besorgten Lehrerinnen und Lehrer und betreuten die etwa 3 000 Kinder und Jugendlichen auch nachmittags – in Strandrestaurants, Tauchclubs, Veranstaltungsräumen, in Hotels oder an Pooldecks. Das entlastete ihre Eltern. Diese konnten trauern, Besorgungen nachgehen oder sich auch einfach ausruhen. Dank unserer ständigen Präsenz vor Ort wurde uns immer klarer, wo Handlungsbedarf bestand. Wir mobilisierten unsere Ehemaligen und sagten



Mitglieder der Jugendbewegung „Ha-Schomer Ha-Tzair“ betreuen Kinder von Binnenflüchtlingen. Foto: privat

zu ihnen: „Ihr seid doch mit dem Gedanken aufgewachsen, dass ihr im Notfall helfen müsst“ – und alle Altersgruppen folgten unserem Ruf. Sie liebten alles stehen und liegen, kamen in die Hotels und halfen, wo es ging.

Wir brachten auch therapeutische Teams in die Unterkünfte. Die Therapeuten arbeiteten nicht nur mit Evakuierten, sondern auch mit den Betreuerinnen und Betreuern, die wir bereitgestellt hatten. Wir wollten diese Freiwilligen vor einem sekundären Trauma schützen. Denn wer so nah an schwer traumatisierten Menschen ist, ist selbst gefährdet.

Mit der Zeit begannen wir, die Evakuierten selbst zu aktivieren. So etwa bereiteten die Jugendlichen mehrmals Pizza für die Erwachsenen zu. Das lenkte sie von ihrer Trauer ab. Ich schätze, dass wir insgesamt etwa 10000 Menschen betreut haben.

Nach einigen Wochen mussten unsere ehrenamtlichen Helferinnen und Helfer zu ihrer Arbeit zurückkehren. Um die Betreuung der Evakuierten fortsetzen zu können, setzten wir bezahlte Fachkräfte ein, für deren Entlohnung wir Spenden sammelten.

### 3. Persönliche Motivation und gesellschaftliche Ziele

Bei ▶ „Ha-Schomer Ha-Tzair“ haben wir immer gelernt, dass es unsere Pflicht sei, bei einem Notfall vor Ort zu sein. Das Massaker vom 7. Oktober stellt für Israel eine unvorstellbare Katastrophe dar. Uns war sofort klar, dass wir uns engagieren mussten. Wir fragten nicht, wie lange unsere Hilfe nötig sein würde. Wir waren einfach dort, wo die Betroffenen uns brauchten. Damit setzten wir in die Praxis um, was wir all die Jahre gelernt hatten.

Ob ich meine Ziele erreicht habe? Wir hatten gar keine Zeit, Ziele zu definieren, weil alles so plötzlich passiert war. Die Ziele ergaben sich erst in den ersten Wochen aus dem Leben mit den Evakuierten. Ich stellte mir jeden Tag aufs Neue die Frage: „Was machen wir jetzt?“ Als die evakuierten Kibbuzmitglieder wieder imstande waren, mehr Verantwortung für ihre Gemeinschaft zu übernehmen, begleiteten wir sie dabei. Nach und nach zogen wir uns dann zurück. Jetzt überlegen wir, wie wir weitermachen sollen. Es hat Änderungen gegeben. Manche der Evakuierten sind in ihre Kibbuzim zurückgekehrt, andere haben sich in anderen Teilen des Landes niedergelassen, und einige der Kibbuzim haben sich aufgelöst. Wir mussten unsere Arbeit zurückfahren und an die veränderten Umstände anpassen. Es ist wichtig, sich nicht in das Projekt zu verlieben, denn dann verliert man die erforderliche Flexibilität.

Wir haben Erste Hilfe geleistet und ein Fundament gelegt. Manche unserer Freiwilligen sind immer noch bei den Evakuierten. Aber auch alle anderen halten noch Kontakt zu den Betroffenen. Ich möchte mich jetzt darauf konzentrieren, die Communities zu stärken, damit sie für sich selbst sorgen können. Wir wollen aber auch die Zukunft gemeinsam mit ihnen gestalten.

#### **4. Welche Ressourcen bringst du für das Engagement mit?**

Die wichtigste Ressource war und ist unsere Bewegung, „Ha-Schomer Ha-Tzair“. Wir wollten alle gemeinsam helfen. Ich erhielt die volle Unterstützung meiner Kolleginnen und Kollegen. Das ermöglichte es mir, alle Teams zu koordinieren und gleichzeitig selbst Mitglied einer Hilfsgruppe zu sein. Wir versuchten zusammen, die richtigen Lösungen für jedes neu auftauchende Problem zu finden. Ich hätte es nicht geschafft, wenn ich nicht gewusst hätte, dass so viele Menschen mich unterstützten. Im Zuge dieses Projekts habe ich zwei neue Eigenschaften an mir selbst entdeckt: Dynamik und situative Wendigkeit. Ich musste auf Ausnahmesituationen reagieren, die sich ständig änderten. Dementsprechend musste ich jedes Mal Ziele neu definieren, Ressourcen umleiten und Etatmittel auftreiben.

Die jüdische Geschichte hat mich in dieser schwierigen Zeit oft inspiriert. Das jüdische Volk hat es immer verstanden, selbst in schrecklichsten Not-situationen Strukturen zu schaffen, um die Realität zu verbessern. Konkret denke ich dabei sehr oft an das Warschauer Ghetto während der Schoah. Selbst in jener furchtbaren Situation wurden dort Schulen, eine Jugendbewegung und ein Waisenhaus geschaffen. Das Kulturleben wurde gepflegt. Der Historiker Dr. Emanuel Ringelblum dokumentierte dieses Geschehen in seinem im Untergrund angelegten Archiv.<sup>1</sup> Damals musste auch die Jugendbewegung ihre Rolle neu definieren, um den Schwachen zu helfen. Die Herausforderungen der gegenwärtigen Situation haben diese Fähigkeit erneut ans Tageslicht gebracht.

#### **5. Was hat dein Engagement dir persönlich gebracht?**

Mich persönlich leitet der Satz: „Mir geht es so gut, wie es meinem Volk geht.“ Für mich waren die Ereignisse vom 7. Oktober sehr einschneidend und belastend. Sie haben mich, wie alle Israelinnen und Israelis, emotional aufgewühlt. Helfen war für mich die einzige Option. Es gab mir das Gefühl, dass ich mich

in dieser Situation zu den Betroffenen stellte und sie nicht alleine ließ. Ich habe viele schreckliche Geschichten gehört. Die Evakuierten wollten erzählen, was sie erlebt hatten. Das war für mich sehr schwer, doch es zeigte sich, dass ich viel belastbarer war, als ich angenommen hatte. Ich habe es verkraftet, hautnah an den Ereignissen zu sein, die Geschichten über das Massaker zu hören und dennoch nicht zusammenzubrechen. Ich konnte den Evakuierten Stabilität vermitteln und eine Bezugsperson für sie sein. Meine Widerstandsfähigkeit führe ich auf meine Lebenserfahrung, meine beruflichen Herausforderungen und meinen Optimismus zurück. Das hat mir die Kraft gegeben, weiterzumachen.

Gleichzeitig machte mir die Tatsache Mut, dass diese traumatisierten Menschen nicht aufgaben. Es war für mich ein Privileg, sie darin zu bestärken.

## **6. Was würdest du Menschen in Deutschland raten, die in ihrem eigenen Umfeld Initiative ergreifen möchten?**

Der erste Rat, den ich geben kann, lautet, sich Partnerinnen und Partner für die geplante Initiative zu suchen. Es ist sehr schwer, soziale Projekte im Alleingang auf die Beine zu stellen. Man trifft immer auf Herausforderungen, die sich in einem Team leichter bewältigen lassen. Es hilft, sich mit Menschen zusammenzutun, die dieselben Werte und Ziele teilen. Bei ihnen kann man sich bei Misserfolgen auch mal ausweinen.

Es ist sehr wichtig, das Ziel präzise zu definieren. Dabei sollte man sich folgende Fragen stellen: „Welches Thema ist mir am wichtigsten? Warum möchte ich mich gerade jetzt dafür einsetzen? Wo soll das Projekt stattfinden? Wen kann ich einbeziehen? Was ist mein Zeitplan? Was genau brauche ich, um das Vorhaben erfolgreich zu realisieren?“

Zivilgesellschaftliches Engagement ist zeitraubend. In Israel befinden wir uns in einer extremen Situation, die uns alle Kräfte abverlangt. Allerdings nehmen uns selbst weniger umfangreiche Initiativen stark in Anspruch. Daher muss man ganz pragmatisch die Frage beantworten, wie viel Zeit man investieren kann und will. Ich selbst bin drei Monate mit einem Auto und einem Koffer durch das Land gereist. Ich war nicht zu Hause und wurde in gewisser Weise entwurzelt. Aber diesen Preis musste ich für den Erfolg unseres Projekts zahlen. Das Engagement muss von ganzem Herzen kommen.

Mir ist klar, dass nicht jeder wie ich in einem beruflichen Umfeld lebt, das auf zivilgesellschaftliches Engagement spezialisiert ist und dieses in hohem Maß ermöglicht. Deswegen würde ich anderen raten, klein zu beginnen. Auf diese Weise kann man Erfahrungswerte sammeln und über die Weiterentwicklung der Initiative nachdenken.

## Anmerkungen

- 1 Mehr dazu auf dem Internetportal des POLIN Museum of the History of Polish Jews: „Das Warschauer Ghetto“ aus dem Projekt „Virtuelles Sztetl“ ([www.sztetl.org.pl/de](http://www.sztetl.org.pl/de))





# „Das übergreifende Ziel war es, die Resilienz der Nation zu stärken“

## Israel Almasi

Interviewt am 11.03.2024



© Israel Almasi

Geburtsjahr	1985
Geburtsort	Jerusalem
Wohnort	Giw'at Schmuel
Beruf	Manager in einem Finanzunternehmen
Zivilgesellschaftliches Engagement nach dem 7. Oktober	Leiter der Organisation „Yedidim“ („Freunde“)
	 Projektwebseite von „Yedidim“ (nur auf Hebräisch), <a href="http://www.yedidim-il.org">www.yedidim-il.org</a>

## 1. Zur Person

Ich bin 1985 in Jerusalem als Sohn einer streng religiösen Familie zur Welt gekommen. Ich bin das älteste Kind von sieben Geschwistern. Sieben Jahre lernte ich an einer > Jeschiwa.

2005 habe ich im Alter von 19 Jahren geheiratet. Nach meiner Hochzeit leitete ich eine Bekleidungskette für orthodoxe Kundschaft. Seit 2015 bin ich Manager bei einem Finanzunternehmen. Meine Frau ist Rechtsanwältin. Wir haben vier Kinder.

Mein Leben teilt sich in zwei Bereiche: die Arbeit für den Lebensunterhalt und parallel dazu das zivilgesellschaftliche Engagement. Seit 2012 leite ich nämlich ehrenamtlich den gemeinnützigen Verein „Yedidim“. Unser Verein leistet kostenfrei nichtmedizinische Erste Hilfe. Nicht zuletzt bieten wir Pannendienst an.

Helfen und organisieren war mir von klein auf ein wichtiges Anliegen. Ich habe immer mitgedacht und mir die Frage gestellt: „Wie kann man es besser machen?“ Das war schon bei Schulaktivitäten so. Später organisierte ich bei Hochzeiten von Freunden den Transport, um das Brautpaar und dessen Familien zu entlasten. Es war mir immer wichtig, dass alles perfekt funktionierte.

## 2. Zivilgesellschaftliches Engagement nach dem Massaker

Die Freiwilligen von „Yedidim“ sind 24 Stunden am Tag erreichbar, mit Ausnahme von > Schabbat und Feiertagen. Die Organisation ist in vier Regionen aufgeteilt. Jede Region hat mehrere Abteilungen und eine eigene Hotline.

Wir haben zudem vier weitere Abteilungen: für Technologie, für Fortbildungen, für Medienarbeit und für Beziehungen zur Gesellschaft. Alle leitenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind ehrenamtlich tätig.

Heute hat „Yedidim“ 66000 Freiwillige aus allen Gruppen der israelischen Gesellschaft: Männer, Frauen, Jüdinnen und Juden, Araberinnen und Araber, Religiöse und Säkulare. Zu unseren Freiwilligen gehören auch durch Armut und Kriminalisierung gefährdete Jugendliche sowie Menschen mit Behinderungen. Die Tätigkeit in unserer Organisation hilft den Freiwilligen, ihr Leben mit Inhalt und Sinn zu füllen.

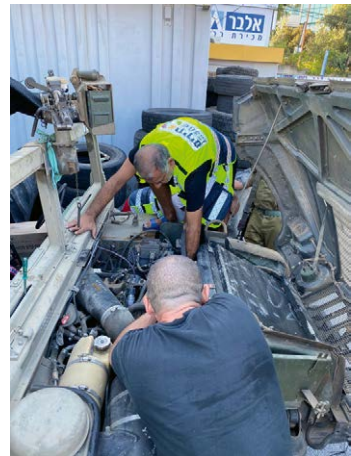
Für die Finanzierung unserer Projekte nehmen wir grundsätzlich keine staatlichen Mittel in Anspruch. Unsere Arbeit wird in hohem Maß von der gewerblichen Wirtschaft und von zivilgesellschaftlichen Organisationen

unterstützt. Das gilt nicht nur für finanzielle Hilfe, sondern auch für nachhaltige Kooperation, die allen Beteiligten zugutekommt.

Deshalb arbeiten wir eng mit Unternehmen zusammen, die einen direkten Bezug zu unseren Aktivitäten haben. Ein Beispiel ist eine Kraftstoff- und Tankstellenfirma. Über deren App können Menschen unsere Hilfe anfordern. Das Unternehmen spendet uns auch Ausrüstung zur Befreiung von Babys und Kleinkindern, die in verschlossenen Autos vergessen wurden. Ein Unternehmer, der auf dem Kfz-Markt tätig ist, hat Krafträder für unsere Motorraideinheit finanziert. Dadurch kommen unsere Freiwilligen in dicht besiedelten Gegenden wie etwa Tel Aviv viel schneller voran. Uns gibt solche Hilfe finanzielle Stabilität, während unsere Förderer von der Öffentlichkeit als Unternehmen empfunden werden, die ihrer gesellschaftlichen Verantwortung gerecht werden.

„Yedidim“ hilft allen, die unsere Hilfe brauchen, und ist für jeden offen, der helfen will. Es ist unser Ziel, allen 9,9 Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern Israels zur Verfügung zu stehen.

Bis zum Krieg hatten wir uns mit „alltäglichen“ Notfällen befasst. In den letzten drei Jahren haben wir 5000 Kinder befreit, die in Autos vergessen wurden. Unsere 16 regionalen Geländewagen-Gruppen verfügen insgesamt über mehr als 6500 Fahrzeuge, mit denen zum Beispiel Rettungsaktionen in der Wüste durchgeführt werden.



Freiwillige von Yedidim beim Reparieren eines Geländewagens. Foto: privat

Für mich machen aber nicht nur sofortiger Einsatz und Flexibilität den Weenskern von „Yedidim“ aus, sondern auch die Verbindungen zwischen Menschen, die aus unterschiedlichen Gruppen der israelischen Gesellschaft kommen. Diese Solidarität hat sich schon während der Corona-Pandemie bewährt.

Einen Monat vor der Erklärung des Pandemienotstands in Israel hatte mich ein ranghoher Offizier, der mit der Situation vertraut war, gewarnt, das Leben im Land werde sich radikal ändern. Ich fragte: „Welche Hilfeleistungen werden erforderlich sein?“ Er antwortete: „Die Menschen werden in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt werden.“ Als der Notstand am 15. März 2020 offiziell ausgerufen wurde, brach allgemeine Panik aus. Wir stellten uns sofort auf. Unsere damals noch 20 000 Freiwilligen verteilten Essen, Spielzeug und Computer, um die Isolation der Menschen zu mindern. Im Lauf des Jahres 2020 erhielten wir mehr als eine halbe Million Hilferufe. Unser Motto war und bleibt: „Immer für Menschen in Not da sein“.

Während vorheriger militärischer Auseinandersetzungen zwischen Israel und der Hamas hatten wir im Süden des Landes schon früher Luftschutzräume kontrolliert und bei Bedarf repariert. Hierfür haben wir schon damals sowohl mit den Kommunen als auch mit dem Zivilschutz der Armee zusammengearbeitet.

Am 7. Oktober hatte ich zunächst nichts von dem Massaker mitbekommen, da ich als orthodoxer Jude mein Mobiltelefon am > Schabbat nicht einschalte. Nach dem Schabbat-Ausgang, um 20:30 Uhr, erfuhr ich von einem Freund von dem Blutbad. Er ist ranghoher Offizier und wusste schon früh, dass es im Süden über 1 000 Ermordete und über 200 Entführte gab. Unter den Mordopfern befanden sich 15 unserer Freiwilligen; zwei weitere wurden in den Gazastreifen entführt.

Ich berief unverzüglich ein Zoom-Gespräch mit allen Regionalleitenden von „Yedidim“ ein. Als mir klar wurde, dass wir uns im Krieg befanden, stellte ich unsere Organisation sofort von „Routine“ auf „Notfall“ um. Eine der ersten Entscheidungen, die wir trafen, war, Fahrten für einberufene Reservistinnen und Reservisten zu organisieren. Diese mussten sofort einrücken, doch viele hatten keine Transportmöglichkeit. Da unsere Freiwilligen im ganzen Land verteilt wohnen und hoch motiviert sind, war das kein Problem. Sofort machten sich Tausende auf den Weg, viele weitere konnten wir binnen kurzer Zeit gewinnen.

Die Überlandverbindungen in das Grenzgebiet zu Gaza waren durch den Überfall der Hamas unterbrochen worden. Da dadurch die Anreise aus anderen Landesteilen vorerst nicht möglich war, aktivierten wir zahlreiche Freiwillige aus den umkämpften Ortschaften, beispielsweise Sderot und Ofakim. Schon am Tag des Überfalls gingen bei uns mehr als 17 000 Hilferufe ein.

Eine grausige Aufgabe war die Überführung von mehr als 1 000 Ermordeten, die in den Kibbuzim und auf dem Gelände des Nova-Festivals lagen. Sobald die Wege wieder offen waren, schickten wir unsere Geländewagen mit Anhängern in den Süden. Die Freiwilligen der Rettungs- und Bergungsorganisation Zaka, die unter anderem Leichen birgt, waren schon vor Ort, doch standen ihnen keine Lastwagen zur Verfügung. Daher übernahmen wir die Überführung der Toten. Es ist unvorstellbar, welch furchtbaren Anblick die überfallene Region bot. Unser Einsatzleiter berichtete mir später: „Körperlich sind wir unversehrt, seelisch aber noch nicht wieder da.“ Selbstverständlich haben wir später für die therapeutische Begleitung der Freiwilligen gesorgt.

Dann halfen wir Soldatinnen und Soldaten. Viele waren zu Beginn der Kämpfe von der Armee nicht ausreichend ausgerüstet worden. So mussten zahlreiche Einberufene für sich selbst sorgen. Viele wandten sich an uns. Ich schickte einen Spendenaufruf an Unternehmen, auf den viele sofort reagierten. Wir wurden mit kugelsicheren Westen, Schutzbrillen und Ladegeräten für Mobiltelefone versorgt. Gleichzeitig informierten wir alle Kommunen, dass wir ihnen auch in diesem Konflikt zur Seite stehen würden.

Sehr schnell wurde mir klar, dass dieser Krieg lange dauern würde. Um unsere herkömmlichen Aufgaben aufrechterhalten zu können, richtete unsere Organisation innerhalb weniger Stunden eine zusätzliche, eigene Hotline für die Kriegsgeschädigten ein. Wir besetzten sie mit über 1 000 neuen Freiwilligen. Wir eröffneten ein neues Zentrum in der Stadt Petach Tikwa. Von dort arbeiteten wir Tag und Nacht. Die Schule beherbergte nicht nur die Telefonzentrale, sondern diente auch als Warenlager für Sachspenden. Von dort aus fuhren auch unsere Freiwilligen in den Süden los, um die Hilfsgüter zu verteilen.

Es ging aber um mehr als materielle Unterstützung. Wir durften uns seelisch nicht von dem Terroranschlag und seinen Folgen beherrschen lassen. Wir mussten Resilienz an den Tag legen. Deshalb habe ich drei Ziele definiert, die bis heute unsere Arbeit bestimmen:

Das übergreifende Ziel war es, die Resilienz der Nation zu stärken. Der Überfall der Hamas war ein schrecklicher Schock, der die Moral der Menschen schwer angeschlagen hat.

Daher leitete ich sofort die Produktion von Magneten mit dem Spruch „Gemeinsam werden wir siegen“ in die Wege. Wir verteilten auch überall israelische Flaggen. Alle unsere Freiwilligen hängten sie in ihren Fenstern und befestigten sie an ihren Autos. Wir wollten den Menschen signalisieren: „Wir sind stark. Wir werden den Krieg gewinnen. Lasst euch nicht unterkriegen.“

Mein zweites Ziel war es, die Resilienz der Menschen in den Kriegsgebieten zu stärken. Damit meine ich sowohl die Region, die an Gaza grenzt, als auch den gleichfalls unter Beschuss stehenden Norden Israels an der Grenze zum Libanon. Wir versorgten die Menschen mit Mahlzeiten. Vielen Familien mussten wir helfen, zu Begräbnissen ihrer Angehörigen zu gelangen.

Drittens wollte ich die Resilienz der Soldatinnen und Soldaten stärken. Wir wussten, dass die Armee ihre anfänglich mangelnde Handlungsfähigkeit innerhalb von maximal zwei Wochen überwinden würde. Aber wir wollten den kämpfenden Truppen auch klarmachen, dass die Bevölkerung hinter ihnen stand. Deshalb stellten wir in Zusammenarbeit mit anderen Organisationen zu jedem Wochenende Päckchen mit Süßigkeiten und Büchern zusammen und schickten sie an verschiedene Einheiten.

Oft baten Soldatinnen und Soldaten, die an der Front keine Handys mitführen durften, unsere Freiwilligen, Nachrichten an ihre Familien zu überbringen. Das taten wir selbstverständlich auch. So konnten wir die Angehörigen durch ein Lebenszeichen ihrer Söhne, Töchter, Ehemänner oder Väter beruhigen. Das wirkte sich positiv auch auf die Kämpfenden aus: Wenn Armeeinghörige wissen, dass ihre Familien in Sorge sind, beeinträchtigt das ihre Fähigkeit, im Krieg zu funktionieren.

In zwei Fällen war der Gruß, den wir den Familien überbrachten, leider der letzte. Die Soldaten fielen kurze Zeit danach im Kampf.

In der ersten Kriegsphase fuhr ich oft in den Süden. Dort herrschten unvorstellbare Zustände. Am Straßenrand waren zahllose Autos abgestellt und stehengelassen worden. Sie gehörten Reservistinnen und Reservisten, die sehr kurzfristig eingezogen worden waren und mit ihren Fahrzeugen in den Süden gefahren waren. Da sie in Gaza kämpften, konnten sie die Autos nicht zurückbringen. Wir übernahmen diese Aufgabe für sie. Das war eine große Hilfe für die Familien, die wieder mobil wurden. Allerdings war diese Aktion sehr komplex. Unter anderem galt es, Versicherungsfragen zu klären und Ersatzschlüssel zu besorgen. Meistens musste einer unserer Freiwilligen den Ersatzschlüssel in den Süden bringen, und ein anderer fuhr den Wagen zum Wohnort der Familie. Auf diese Weise haben wir Tausende von Autos zurückgebracht.

### **3. Persönliche Motivation und gesellschaftliche Ziele**

Vor drei Jahren war ich mit unserer Jeep-Einheit bei einem Training am Toten Meer. Ich blickte auf die schöne Landschaft und mir fiel ein moralisches Gleichnis ein, das natürlich nur symbolisch zu verstehen ist: „Im kleinen Israel

gibt es zwei große Gewässer: den See Genezareth und das Tote Meer. Der erste besteht aus Süßwasser und ist voller Leben, ganz im Gegensatz zum zweiten. Warum ist das so? Der See Genezareth bekommt sein Wasser aus dem Jordan, er lässt das Wasser weiter fließen, deshalb ist er mit Leben erfüllt. Das Tote Meer hingegen behält das Wasser, das ihm aus dem See Genezareth durch den Jordan zufließt, für sich. Deshalb trocknet es aus.“ Damit will ich zum Ausdruck bringen, dass unser Leben auf Zyklen von Geben und Nehmen beruht. Wenn wir es verstehen, unsere Stärken zu erkennen und einzusetzen, um anderen zu helfen, erfüllt uns das mit Leben.

Das erkläre ich auch unseren Freiwilligen. Dadurch wird ihnen bewusst, dass sie anderen helfen, weil es ihr eigenes Bedürfnis ist. Nur wenn die Hilfe aus dieser inneren Überzeugung kommt, wird sie mit einem Lächeln verbunden sein. Es ist mir sehr wichtig, dass Menschen in Not sich nicht selbst als Belastung für die Helfenden wahrnehmen. Das Gegenteil ist nämlich richtig: Sie bieten den Freiwilligen die Möglichkeit, eine gute Tat zu vollbringen. Eigentlich müssen wir uns bei den in Not geratenen Menschen mehr bedanken, als sie sich bei uns.

Das Ziel von „Yedidim“ ist es, alle Teile der israelischen Gesellschaft miteinander zu verbinden, um einen Anker zu schaffen. Das ist nicht nur in dieser Notlage erforderlich, sondern auch in „normalen“ Zeiten.

#### **4. Welche Ressourcen bringst du für das Engagement mit?**

Die grundsätzliche Hilfsbereitschaft, die Israelinnen und Israelis kennzeichnet, sehe ich als eine wesentliche Ressource an. Diese Erfahrung haben wir bei vielen Katastrophen gemacht, im Inland wie im Ausland. Das haben wir deutlich während der Corona-Krise gesehen, aber auch bei Hilfsaktionen nach Erdbeben in der Türkei, bei der Hilfe für die Ukraine und natürlich immer wieder während der Kriege in Israel.

Bei unserer Organisation kommt Vertrauen als ein zentraler Faktor hinzu. Die Freiwilligen wissen, dass unser Management alles genauestens prüft, bevor es sie bittet, sich zu engagieren.

Eine große und komplexe Organisation wie „Yedidim“ braucht unterschiedliche Denkweisen, um die richtigen Entscheidungen zu treffen. Daher freut es mich, dass mein Stellvertreter ganz anders tickt als ich. Unsere unterschiedlichen Ansätze führen zu vielen Diskussionen. So soll es auch sein.

Bei „Yedidim“ befasst sich jede organisatorische Einheit nur mit ihrem eigenen Arbeitsbereich. Das gilt sogar für die sozialen Medien. Diejenigen, die



für Facebook verantwortlich sind, mischen sich nicht in die Arbeit der Twitter-Verantwortlichen ein. Wenn der Arbeitsablauf definiert ist, wissen alle, wie sie im Notfall zu reagieren haben. Das trägt wesentlich zu unserem Erfolg bei.

Wir respektieren die Zeit und die Energie unserer Freiwilligen. In der Welt, in der wir leben, fällt es Menschen sehr schwer, eine Verpflichtung einzugehen. Wenn man ihnen sagt: „Du musst einmal in der Woche verfügbar sein“, schrecken sie meistens zurück – auch bei zivilgesellschaftlichem Engagement. Bei „Yedidim“ müssen die Freiwilligen sich zu nichts verpflichten. Unser Motto lautet: „Wenn du kannst, übernimm diesen Hilferuf. Wenn nicht, dann danken wir dir für deine grundsätzliche Hilfsbereitschaft.“ Gerade weil wir keinen Druck ausüben, steigen bei den Freiwilligen die Motivation und das Pflichtgefühl.

Die Grundlageder jüdischen Religion sind die >Tora, das Beten und die Wohltätigkeit. In einer Welt voller Egozentrik ist es besonders wichtig, die anderen zu sehen. Wir werden immer abhängiger von den „Likes“ in den sozialen Medien. Demgegenüber fordert uns die Religion auf, immer ein gutes Wort für andere zu haben, oder eine gute Tat zu vollbringen – das kann auch ein Lächeln sein. Das ist für mich die Essenz des jüdischen Glaubens.

## 5. Was hat dein Engagement dir persönlich gebracht?

Ich glaube, dass mein zivilgesellschaftliches Engagement mir genau das gibt, was auch für die anderen Freiwilligen in unserer Organisation zutrifft: Es erfüllt mich mit Vitalität und Sinn. Führungsqualitäten habe ich nie erlernt, Gott hat sie mir geschenkt. Ich muss meine Stärken einsetzen, um Gutes zu tun. Damit verwirkliche ich mich selbst. Darüber hinaus werde ich zu einem besseren Menschen und verbessere die Welt, in der wir leben.

## 6. Was würdest du Menschen in Deutschland raten, die in ihrem eigenen Umfeld Initiative ergreifen möchten?

Wer eine Hilfsorganisation aufbauen will, die schnell und effizient reagiert, muss eines wissen: Synergien entstehen nur durch partizipatives Arbeiten. Ein guter Manager muss auch delegieren können. Und man muss auch dann zu den Menschen stehen, wenn sie Fehler machen. Die Freiwilligen müssen stets wissen, dass sie Rückhalt haben, und gleichzeitig muss man das Beste aus ihnen herausholen. Es gilt immer, dem Gebot der Stunde zu folgen und jedes Projekt an immer neue Situationen anzupassen.

Meines Erachtens hat jeder Mensch ein inneres Anliegen, das ihn bewegt. Leider unterdrücken es viele. Sie haben einfach Angst vor Kritik oder unterschätzen sich selbst. Mein Grundsatz lautet: Handeln muss mit Fehlerfreundlichkeit verbunden sein. Handeln heißt, keine Angst zu haben. Diese Einstellung ist eine Grundlage für das Handeln von Social Entrepreneurs. Darin kommt der Unterschied zwischen passiven Menschen und denjenigen zum Ausdruck, die die Welt verändern können. Dank innerer Stärke haben wir eine Antwort auf jede noch so schwierige Herausforderung. Wenn wir es verstehen, unsere Stärken zu erkennen und sie einzusetzen, um anderen zu helfen, erfüllt uns das mit Leben. Es ist meine Hoffnung, dass Lesende in Deutschland sich von dieser Einstellung inspirieren lassen.



# „Gutes verbindet sich mit Gutem“

## Chana Irom

Interview am 18.03.2024



Foto: privat

Geburtsjahr	1979
Geburtsort	Jerusalem
Wohnort	Jerusalem
Beruf	Pädagogin
Zivilgesellschaftliches Engagement nach dem 7. Oktober	Gründerin und Leiterin der Initiative „Iron Sisters“

## 1. Zur Person

Ich bin 1979 in Jerusalem als Tochter streng religiöser Eltern zur Welt gekommen.

### ► Ultraorthodoxie

Als Ultraorthodoxie wird eine Strömung des Judentums bezeichnet, die sich durch besonders strikte Auslegung der religiösen Gesetze, einen eigenen Lebenswandel und Kleidungsstil sowie eine weitestgehende Abschottung von der Mehrheitsgesellschaft auszeichnet. In Israel macht die Ultraorthodoxie derzeit rund zehn Prozent der Landesbevölkerung aus, wobei ihr Anteil wegen der hohen Geburtenquoten (rund sechs Kinder pro Frau) schnell wächst. Zahlreiche nicht ultraorthodoxe Israelinnen und Israelis widersetzen sich immer heftiger der staatlichen Subventionierung des ultraorthodoxen Ideals, laut dem Männer sich nach Möglichkeit ihr Leben lang dem Studium religiöser Schriften widmen und auf berufliche Tätigkeit verzichten sollen. Ein weiterer Stein des Anstoßes ist die bisher umfassende Freistellung ultraorthodoxer Männer (und Frauen, wenngleich das in der öffentlichen Debatte keine große Rolle spielt) vom Wehrdienst. Dem halten Ultraorthodoxe entgegen, ihr religiöses Studium und ihre Gebete – und nicht die Armee – böten Israel den eigentlichen Schutz gegen seine Feinde. Auf Hebräisch bezeichnen sich die Ultraorthodoxen als „Charedim“ (in etwa: „Gottesfürchtige“), in anderen Sprachen in der Regel als streng religiös.

Ich habe sechs Brüder und eine Schwester. Während meiner Kindheit und Jugend pendelte unsere Familie zwischen Jerusalem und Los Angeles. Die Highschool habe ich in den USA abgeschlossen, danach bin ich nach Israel zurückgekommen.

Es war mein Traum, Psychologin zu werden, doch diese Berufswahl war für Frauen in der streng religiösen Gemeinschaft nicht üblich. Deshalb habe ich für das Lehramt studiert. Mein zweites Fach war Kunst. Obwohl ich mich ursprünglich nicht wirklich als Lehrerin gesehen hatte, verliebte ich mich mit der Zeit in den Unterricht. Die Lehrtätigkeit gibt mir das Gefühl, sowohl Schauspielerin als auch Psychologin zu sein, und ermöglicht es mir, Gutes für meine Schülerinnen zu tun. 15 Jahre lang war ich Lehrerin an Schulen, die sich alle in sozial benachteiligten Stadtvierteln befanden. Die Schulen waren zwar alle religiös, doch traf das keineswegs auf alle Schülerinnen zu.

Ich heiratete mit 26 Jahren. In unserer Community gilt das als spät. Heute lebe ich mit meinem Mann und unseren fünf Kindern in Jerusalem.

Als ich nach der Geburt einer meiner Töchter in Elternzeit war, erhielt ich das Angebot, eine Schule für durch Armut und schwere Konflikte in den Familien gefährdete Mädchen zu leiten. Ich übernahm diese Aufgabe und gründete einige Jahre später ein weiteres Mädchenheim, dann rief ich ein drittes ins Leben. Die Arbeit war sehr intensiv und herausfordernd. Ich musste Tag und Nacht verfügbar sein, denn im Heim waren Opfer von sexueller Gewalt und Misshandlungen untergebracht.

Nach zehn Jahren spürte ich, dass ich eine berufliche Veränderung brauchte. Ich widmete mich der Fortbildung von Lehrerinnen und startete in der streng religiösen Gemeinschaft viele Initiativen, in deren Mittelpunkt die psychische Gesundheit stand. Darüber hinaus schrieb ich für die religiöse Zeitschrift „Mischpacha“ [„Familie“] über die Situation psychisch gefährdeter Mädchen.

Ich erkannte, dass Management mir liegt. Deshalb beschloss ich, mein Know-how in diesem Bereich zu erweitern und beruflich in leitender Position für unsere Community tätig zu sein.

Ehrenamtlich engagiere ich mich schon seit vielen Jahren. Ich erteile oft telefonische Beratung. Viele Eltern, aber auch Lehrende und Rabbiner, nehmen dieses Angebot in Anspruch. Die Menschen, die meinen Rat suchen, vertrauen mir. Sie sehen mich als Expertin für das Thema gefährdete Jugendliche an. Ich bin aber nicht nur ehrenamtliche Beraterin, sondern koche beispielsweise auch für Wöchnerinnen.

## 2. Das zivilgesellschaftliche Engagement nach dem Massaker

Nach dem Massaker der Hamas stand ich natürlich unter Schock. Sehr schnell fragte ich mich aber, wie ich mich nützlich machen könnte. Darüber hinaus nahmen viele religiöse Frauen Kontakt zu mir auf. Sie wollten ebenfalls helfen, wussten aber nicht wie.

Eine Freundin rief mich aus den Vereinigten Staaten an und sagte mir, dass viele Frauen, deren Ehemänner in den Krieg gezogen waren, Hilfe brauchten.

Ich bin schon seit längerer Zeit Mitglied in einer Gruppe von religiösen Aktivistinnen. Am 9. Oktober organisierte ich per Zoom ein Planungsgespräch mit fünf dieser Frauen. Wir beschlossen, Frauen von einberufenen Reservisten behilflich zu sein. Wir riefen unverzüglich eine Hilfsaktion ins Leben. Ich

übernahm die Leitung dieser Initiative, die sich rasch zu einem großen Projekt entwickelte. Wir richteten WhatsApp-Gruppen ein und begannen, nach Freiwilligen zu suchen. Innerhalb weniger Stunden hatten sich 320 Frauen bei uns gemeldet, die mitmachen wollten.

Die Hauptfrage lautete: „Welche Hilfe wird benötigt, und wer kann sie leisten?“ Dafür erarbeiteten wir einen digitalen Fragebogen, um Freiwillige und hilfeschuchende Frauen zusammenzubringen. Wir setzten regionale Koordinatorinnen ein und teilten jeder von ihnen 10 bis 30 ehrenamtliche Helferinnen zu.

Eine Freundin stellte uns ihr Geschäftslokal in Jerusalem zur Verfügung. Sie meinte: „Im Krieg geht das Geschäft ohnehin nicht, also nutzt gerne den Raum.“ Also errichteten wir dort unsere Zentrale, in der zahlreiche Freiwillige aller Altersstufen tätig waren. Meine Tochter und ihre Freundinnen kamen genauso zu uns wie meine Mutter. Wir arbeiteten zwölf Stunden täglich. Unsere Aktion expandierte wie ein rollender Schneeball. Tausende evakuierte Familien kamen nach Jerusalem und brauchten dringend Unterstützung. Zudem berichteten die Medien über unsere Arbeit. Dadurch bekamen wir noch mehr Zulauf.

Anfangs verteilten wir Mahlzeiten, die die Frauen selbst zu Hause kochten. In dieser Phase standen uns noch keine großen Küchen zur Verfügung. Jede Freiwillige informierte uns, was sie zubereiten würde. Die eine machte 50 Schnitzel, die andere backte 20 Hefezöpfe [Challa-Brote], eine dritte bereitete Beilagen zu. Eine Familie aus dem Süden zum Beispiel sagte uns: „Wir brauchen regelmäßige Mahlzeiten, denn wir sind seit dem Überfall so traumatisiert, dass niemand bei uns funktioniert.“ Wir machten auch Babysitting oder besorgten Spielzeug und Kleidung für Menschen, die ohne alles aus ihren Häusern geflüchtet waren, oder Spielzeug für die Kinder. Die Evakuierten waren zum Teil in Pantoffeln gekommen, und in Jerusalem war es im Oktober kalt. Viele religiöse Firmen spendeten uns ihre Produkte, denn sie vertrauten uns. Andere wiederum suchten Unterkünfte für die evakuierten Familien.

Jeden Tag teilte ich die Freiwilligen für den nächsten Tag ein. Wir nahmen Kontakt zu Evakuierten auf, die in Hotels untergebracht waren, und baten sie, unsere Kontaktdaten an andere Hilfebedürftige zu schicken. Gleichzeitig suchten wir nach Finanzierungsquellen. Ich wandte mich an Stiftungen und Privatpersonen im In- und Ausland. Durch die Medienberichterstattung wurden viele auf uns aufmerksam, auch Politikerinnen und Politiker. Und wir begannen immer mehr, das „Von-Schwester-zu-Schwester“-Prinzip zu etablieren. Rund 700 religiöse Frauen meldeten sich bei uns, um ehrenamtlich mitzuarbeiten.

In Fällen, in denen wir nicht selbst helfen konnten, stellten wir Kontakte zwischen den Hilfsbedürftigen und anderen Organisationen her. Nach fünf Wochen begann der Staat, die Evakuierten zu versorgen. Gleichzeitig wurde uns klar, dass dieser Krieg lange dauern würde. Die Frauen der Reservisten waren auf sich gestellt. Sie waren verängstigt, erschöpft und baten um Hilfe. Deshalb begannen wir, uns auf diese Zielgruppe zu konzentrieren. Wir definierten unsere Ziele neu. Gleichzeitig wandte sich eine große religiöse Organisation an uns und sagte: „Wir wollen euch unterstützen, lasst uns auf die Frauen der Reservisten fokussieren.“ Sie haben uns geholfen, unsere digitale Infrastruktur zu verbessern. Durch diese Entwicklungen kristallisierte sich das Konzept „Von Schwester zu Schwester“ immer klarer heraus.

Freiwillige Helferinnen übernachteten bei den Frauen der Reservisten. Sie passten auf ihre Kinder auf oder putzten die Wohnungen. Nach einem Monat intensivsten Engagements waren unsere Ehrenamtlichen gezwungen, in ihren Alltag zurückzukehren. Wir verstanden das und passten unsere Arbeitsweise an die neuen Gegebenheiten an. Wir boten den freiwilligen Helferinnen mehrere Optionen an: Sie hatten die Wahl zwischen der Zubereitung von Mahlzeiten, Babysitten oder dem Aufräumen von Wohnungen. Sie konnten sich eine davon aussuchen und sich einmal pro Woche für drei Stunden verpflichten. Dadurch konnten sie sich dort einbringen, wo es ihnen am leichtesten fiel, und der Zeitaufwand war klar begrenzt.

Wir teilten die Frauen nahe ihrem Wohnort ein, um ihnen das ehrenamtliche Engagement zu erleichtern. Die Anpassungen schafften Überschaubarkeit, so konnten wir mehr Freiwillige rekrutieren. Den Hilfesuchenden sagten wir mindestens eine der gewünschten Hilfeleistungen fest zu, waren aber bemüht, ihnen mehr als nur eine zu gewähren.

Wir lancierten unser Angebot in den Medien und in Mailinglisten. Wir baten unsere Freiwilligen, Frauen aus ihrem Umfeld für unser Projekt zu gewinnen. So konnten wir 2500 Helferinnen rekrutieren.

Nach einem Monat machten wir ein Follow-up, um zu sehen, ob die „Schwesternpaare“ aus Betreuerinnen und Betreuten gut miteinander zurechtkamen. Von den 1750 Paaren, die wir zusammengebracht haben, treffen sich die meisten immer noch jede Woche.

In den letzten Wochen sind viele Reservisten nach Hause zurückgekehrt. Dadurch wurde der Hilfsbedarf geringer, doch wir setzen unsere Arbeit fort, denn es gibt immer noch genügend Nachfrage. Daher kümmern sich immer noch fünf Frauen in der Zentrale um die Logistik.





Orthodoxe Frauen in der Einsatzzentrale von Iron Sisters in Jerusalem. Foto: privat

Wie ich jetzt weitermachen möchte? Es ist mein Ziel, eine Organisation zu gründen, um dieses Projekt auf eine dauerhafte Grundlage zu stellen. Denn die Botschaft der „Iron Sisters“, wie unsere Initiative heißt, lautet, dass viele streng-religiöse Frauen bereit sind, sich außerhalb ihrer Community zivilgesellschaftlich zu organisieren. Ich möchte, dass das nicht nur in Notsituationen, sondern auch unter normalen Umständen gewährleistet wird. Zu diesem Zweck habe ich vor zwei Monaten einen gemeinnützigen Verein gegründet. Es ist mein Ziel, über diesen Verein Formen der Hilfe anzubieten, die über die Aktivitäten der „Iron Sisters“ hinausgehen.

### 3. Persönliche Motivation und gesellschaftliche Ziele

Mein erstes Ziel ist es, zu helfen und dabei die Resilienz streng religiöser Frauen zu stärken, denn die ultraorthodoxe Gesellschaft öffnet sich immer mehr. Unsere Frauen kennen das Internet, und sie arbeiten mit säkularen Menschen zusammen. Ich sehe es als meine Berufung an, die zwischen unserer Gemeinschaft und anderen Teilen der Gesellschaft bestehende Kluft zu überbrücken. In diesem Kontext möchte ich diesen Frauen den Rücken stärken.

Zweitens kann ich durch diesen Ansatz Einfluss auf die israelische Gesellschaft nehmen. Er schafft Zusammenhalt unter Frauen, die unterschiedlichen Gruppen angehören. Ich möchte dadurch den Austausch zwischen den verschiedenen Communities stärken und bewirken, dass die Menschen offen aufeinander zugehen. Es ist meine feste Überzeugung, dass nichtreligiöse Israelinnen verstehen werden, wie viel ihre orthodoxen „Schwestern“ zu geben haben, wenn sie sie kennenlernen. Die Voraussetzung dafür ist, dass man ihre Identität respektiert. Sie können sehr viel beitragen, wenn man nicht versucht, sie zu ändern.

Religiöse Frauen haben andere Lebensentwürfe und -auffassungen, sie haben ihre eigenen Prioritäten. Damit meine ich zum Beispiel die Geschlechtertrennung in öffentlichen Räumen, koscheres Essen oder auch die Grundhaltung, der Familie immer den Vorrang zu geben. Viele Frauen wollen, dass ihre Männer in der **➤** Jeschiwa studieren, während sie selbst berufstätig sind. Das ist kein Zwang, sondern eine Entscheidung, die wir bewusst getroffen haben. 80 Prozent der streng religiösen Frauen arbeiten, und heute auch schon 50 Prozent der Männer. Materieller Wohlstand ist für uns nicht von Bedeutung. Wir erwarten, dass andere unseren Lebensentwurf respektieren. Erst durch diese Akzeptanz können sich streng religiöse Frauen entfalten und ihr Potenzial für die gesamte Gesellschaft verwirklichen. Dann erst können sie aus der Defensive herauskommen, in die sie durch die unablässige Kritik gedrängt werden.

Ganz bewusst haben wir nicht nur Religiöse unterstützt, sondern jede Frau, die um Hilfe bat. Dadurch wollten wir Zusammenhalt schaffen. Gleichzeitig war es mir ein Anliegen, dass dieser Ansatz auch nach außen dringen sollte.

Mit dem Projekt „Iron Sisters“ habe ich diese Ziele zum Teil erreicht. Gerne hätte ich noch viel mehr Frauen zusammengeführt. Aber mir ist klar, dass ich bei diesem Projekt an eine Grenze gestoßen bin. Wir sind zwar immer noch aktiv, aber die Zahl der Freiwilligen steigt nicht mehr. Der in Kriegszeiten immer sehr große Zulauf ebbt danach ab. Aber ich hoffe, dass ich diesen integrativen Ansatz in einem neuen Projekt erweitern kann.

#### **4. Welche Ressourcen bringst du für das Engagement mit?**

Die Ressource, die mir am meisten Kraft gibt, ist die Hilfe meines Mannes. Er unterstützt mich nicht nur moralisch, sondern er ist zu Hause viel präsenter als ich. Er nimmt die Kinder in Empfang, wenn sie von der Schule nach Hause kommen. Weil er mir den Rücken freihält, kann ich mich weiterentwickeln.

In mir brennt seit vielen Jahren eine Flamme, die mich zu Aktivismus und sozialem Engagement antreibt. „Iron Sisters“ war für mich eine wichtige Gelegenheit, dieses Bedürfnis auszuleben. Ich möchte nämlich immer große Dinge auf die Beine stellen, auch wenn mir das nicht immer gelingt. Meine eigene Resilienz und meine seelische Gesundheit sind weitere Ressourcen, die mir mein Engagement ermöglichen. Das habe ich meinen Eltern zu verdanken. Sie haben meine Geschwister und mich immer zu Selbstsicherheit und Selbstverwirklichung erzogen.

Darüber hinaus habe ich immer wieder Neues gelernt und mein Know-how ausgebaut. Das bezieht sich sowohl auf berufliches Management als auch auf meine Erfahrung mit zivilgesellschaftlichen Organisationen.

Zudem habe ich immer versucht, aus Fehlern zu lernen und viel Selbstreflexion zu praktizieren. Einen Teil meiner Fähigkeiten habe ich von jeher, andere musste ich mir hart erarbeiten. Dazu gehört mein akademisches Studium. Viele Menschen unterstützen mich und beraten mich. Das Lernen ist für mich ein nie endender Prozess. Ein weiterer wichtiger Faktor ist mein Netzwerk. Darauf kann ich bei jedem Projekt bauen.

## **5. Was hat dein Engagement dir persönlich gebracht?**

Nach dem 7. Oktober war ich am Boden zerstört. Dennoch habe ich mich aufgerafft und mir die Frage gestellt: „Was kann ich in dieser furchtbaren Situation tun?“ Das Planen und Organisieren hat mir Kraft gegeben. Das Handeln hat mich mit Lebenskraft erfüllt.

Ich stehe gern im Mittelpunkt und bin gern präsent. Mein Engagement ermöglicht mir Selbstverwirklichung. Zugleich kann ich Gutes tun und bewirken. Das gibt mir Sinn und Genugtuung.

## **6. Was würdest du Menschen in Deutschland raten, die in ihrem eigenen Umfeld Initiative ergreifen möchten?**

Jede Krise birgt Chancen in sich. Diese muss man erkennen. Damit meine ich nicht, dass man die Krise ignoriert. Allerdings gibt es sehr großen Raum für Handeln. Ihn gilt es in schweren Zeiten zu nutzen. Wenn man Gutes tun will, verbindet sich Gutes mit Gutem. So werden Synergien des Guten geschaffen. Dadurch entstehen viel größere Dinge, als man es sich in seinen kühnsten Träumen ausmalen könnte. Ich hatte anfangs nicht zu hoffen gewagt, dass

„Iron Sisters“ sich zu solch einem bedeutenden Projekt entwickeln würde. Ich dachte, es wird etwas Kleines und Lokales. Immer mehr Frauen hatten den Wunsch, Gutes zu tun, und so wuchs das Projekt. Ich glaube, das liegt daran, dass wir von Anfang an nur daran interessiert waren, Gutes zu tun. Ich glaube, dass eine Initiative den Boden für die nächste bereitet.

Allerdings muss alles zu seiner Zeit passieren. Man darf nicht versuchen, Entwicklungsstadien zu überspringen, um sich selbst zu verwirklichen. Jeder Schritt hat seine Berechtigung und seinen Rhythmus. Langsam passiert ein Ding nach dem anderen, bis etwas Bedeutendes entsteht. Nicht überspringen, sondern geduldig warten. Man muss sich selbst die Zeit geben, bis einem das Ziel klar ist. Manchmal sind auch persönliche Krisen, in denen man nicht weiß, wie es weitergeht, eine notwendige Warteschleife, bis eine Idee ausgereift ist.

Ich glaube, dass man sich für ein Projekt nicht verbiegen sollte. Man muss das richtige Maß an Flexibilität an den Tag legen. Im Falle von „Iron Sisters“ gilt das sowohl für die religiösen als auch für die nicht religiösen Frauen. Man muss sich nicht selbst aufgeben, um in Verbindung mit anderen Menschen zu treten. Letztendlich ist das wie in der Familie. Es gibt Spannungen, aber man hält zusammen.

Für mich hat sich die Kombination bewährt, klein zu beginnen, aber gleichzeitig groß zu denken. Zivilgesellschaftliches Engagement setzt Mut voraus. Auch wenn man klein beginnt, sollte man seine Erwartungen nicht zu sehr einschränken. Dabei muss man den Balanceakt schaffen, sich Ziele zu setzen, die ebenso realistisch wie herausfordernd sind.



# „Du bist ein Freiwilliger aus Deutschland? Hast du keine Angst?“

## Alexander Dergay

Interview am 19.03.2024



Foto: privat

Geburtsjahr	1995
Geburtsort	Sankt Petersburg
Wohnort	Berlin und Brüssel
Beruf	Politikberater
Zivilgesellschaftliches Engagement nach dem 7. Oktober	Kurzzeitige Hilfe in der Landwirtschaft und Betreuung von Holocaustüberlebenden

## 1. Zur Person

Ich wurde 1995 in Sankt Petersburg in Russland geboren. Zwei Jahre später wanderte unsere Familie nach Deutschland aus, und zwar aus wirtschaftlichen Gründen. In den 1990er-Jahren gab es in Russland keine Arbeit, die Wirtschaft war kaputt. Die Entscheidung für Deutschland war pragmatisch, es hätten genauso gut die Vereinigten Staaten sein können.

### ► Kontingentflüchtlinge

Nach der deutschen Wiedervereinigung nahm Deutschland im Zuge einer humanitären Geste jüdische Zuwandernde aus der ehemaligen Sowjetunion als sogenannte Kontingentflüchtlinge auf. Diese Regelung galt in den Jahren 1991 bis 2004. Nach Angaben des Zentralrats der Juden in Deutschland kamen in ihrem Rahmen 220 000 Menschen in die Bundesrepublik. Die Aufnahmeberechtigung galt für Personen mit mindestens einem jüdischen Elternteil. Dieses Kriterium unterschied sich von der religiösen Definition der Zugehörigkeit zum Judentum, laut der nur Kinder einer jüdischen Mutter jüdisch sind. Dieser Unterschied führte dazu, dass nicht alle Personen, die als jüdische Kontingentflüchtlinge nach Deutschland kamen, Mitglied einer jüdischen Gemeinde werden konnten.

Wir wurden in Deutschland als jüdische Kontingentflüchtlinge aufgenommen und kamen nach Frankfurt. Das Leben in Deutschland war für mich eine Herausforderung. Wir hatten keine Netzwerke. Die Willkommenskultur war in Deutschland damals nicht wirklich etabliert, sie ist es bis heute nicht. Meine Integration war doppelt schwierig: Einerseits wurde ich von der deutschen Mehrheitsgesellschaft nicht akzeptiert, andererseits nahm mich auch die jüdische Gemeinde nicht mit offenen Armen auf, weil nur mein Vater Jude ist. Meine Mutter sehnte sich nach dem schönen Sankt Petersburg zurück.

Meine Großmutter väterlicherseits stammte aus einer im ► Holocaust ausgelöschten Rabbinerfamilie. In Frankfurt engagierte sie sich bei der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland, um wieder an ihre jüdischen Wurzeln anzuknüpfen. Die jüdischen Traditionen waren in der Familie väterlicherseits weitgehend verloren gegangen. Die ursprünglich in Belarus lebenden und nach Kriegsausbruch evakuierten jüdischen Familienmitglieder und viele andere in

der Sowjetunion wussten, dass man sich freitagabends traf und Kerzen anzündete. Aber sie wussten nicht so genau, warum das Brauch war.

Nach der Scheidung meiner Eltern wohnte ich bei meiner Mutter in einem Stadtteil von Frankfurt, in dem vor allem sozial benachteiligte Menschen lebten. Ich begann schon in sehr jungem Alter zu arbeiten, weil das Geld zu Hause knapp war. Mit 13 Jahren trug ich Zeitungen aus und jobbte später als Pizzafahrer.

Die traumatischen Erfahrungen meiner Familie hatten dazu geführt, dass ich mich von Jugend an mit politischen und historischen Zusammenhängen befasste. Mich interessierten die Geschichte der sowjetisch-deutschen Beziehungen, die Nachkriegszeit und der Kalte Krieg.

Ich stieß immer wieder auf stereotypisierte Wahrnehmungen slawischer Menschen und auf Antisemitismus. Obwohl jüdische Tradition mir im Grunde genommen fremd war, war die Herkunft meiner Familie väterlicherseits dennoch Teil meiner Identität. Ich erinnere mich, wie auf dem Schulhof immer wieder Beleidigungen wie „Judenaktion“ oder „Saujude“ gefallen sind.

Nach dem Abitur ging ich 2014 an die Universität Potsdam. Mein Studiengang waren interdisziplinäre Russlandstudien mit Fokus auf Politik und Verwaltungswissenschaften. Das Studium war mit mehreren Auslandsaufenthalten verbunden, unter anderem in Peking und Moskau. In Russland absolvierte ich ein Praktikum an einem Think Tank.

2019 ging ich an die London School of Economics, und dann nach Wien. Dort studierte ich Global Studies. Als die Corona-Pandemie ausbrach, zog ich für ein Jahr nach Athen. Anschließend begann ich ein Praktikum beim Europäischen Auswärtigen Dienst in Wien. Dann war ich drei Jahre lang Mitarbeiter bei Berlin Global Advisors, einer geostrategischen Beratungsgesellschaft. Vor kurzem habe ich einen neuen Job als Politikberater begonnen und pendle zwischen Berlin und Brüssel.

Ehrenamtlich habe ich mich lange ad hoc engagiert. Der russische Überfall auf die Ukraine im Jahre 2022 stellte diesbezüglich jedoch einen Wendepunkt dar. Er nahm mich emotional sehr mit. Ich war besonders in Sorge um Kolleginnen und Kollegen aus der Friedrich-Ebert-Stiftung in Kiew, die ich bei einem Praktikum kennengelernt hatte. Dieser persönliche Bezug motivierte mich zu helfen. Zusammen mit Freunden besorgten wir uns einen Kleinbus. Er wurde uns von einer Autovermietungsfirma kostenlos zur Verfügung gestellt. Wir finanzierten die Benzinkosten aus Spenden und organisierten jedes Wochenende in Eigenregie Hilfsgütertransporte. Wir brachten zum Beispiel Hygieneprodukte nach Przemyśl in Polen. Diese Stadt liegt nahe an der ukrainischen Grenze, und



viele Geflohene wurden dort untergebracht. Auf dem Rückweg brachten wir ukrainische Geflüchtete nach Deutschland.

## 2. Das zivilgesellschaftliche Engagement nach dem Massaker

Die Organisation „Taglit – Birthright Israel“ organisiert schon seit zweieinhalb Jahrzehnten Israel-Studienreisen für junge jüdische Menschen aus dem Ausland. Das Ziel dieses Programms ist es, die jüdische Identität der Teilnehmenden zu stärken. Ich hatte seinerzeit an solch einer Reise teilgenommen.

Nach dem Überfall der Hamas am 7. Oktober bot die Organisation ihren Alumni an, sich ehrenamtlich in Israel zu engagieren. „Birthright Israel“ zahlte für die Unterkunft, für den Rest mussten die Teilnehmenden selbst aufkommen.

So kam ich am 20. Dezember für drei Wochen nach Israel. Unsere Gruppe bestand aus 60 Freiwilligen aus ganz Europa. Mir fiel auf, dass viele in unserer Gruppe erklärten, seit dem 7. Oktober könnten sie ihren jeweiligen Mehrheitsgesellschaften nicht mehr trauen.

Wir arbeiteten vier bis fünf Tage pro Woche in der Landwirtschaft in einem Kibbuz im Norden. Einmal in der Woche kümmerten wir uns um Holocaustüberlebende. Ich hatte mich zur Teilnahme an diesem Projekt entschieden, weil ich aktiv helfen wollte. Spenden oder Israel in den sozialen Medien zu verteidigen, genügte mir nicht.

In Israel merkte ich, wie sehr das Massaker die israelische Gesellschaft (re)traumatisiert hatte. Das Konzept des jüdischen Staates als eines „sicheren Hafens“ war am 7. Oktober auf das Schwerste erschüttert worden. Das Trauma war in den Alltag eingewoben. Überall hingen Fotos der Entführten, und im Zentrum Tel Avivs waren Plüsch-Teddybären mit verbundenen Augen omnipräsent. Jeder Mensch, den ich traf, kannte jemanden, der von der Hamas ermordet worden war oder der in den Krieg gezogen war.

Die Menschen gingen von Beerdigung zu Beerdigung. Umso mehr beeindruckte es mich, dass die Israelinnen und Israelis trotzdem eine Art von Normalität aufrechterhielten. Die bekannte israelische Satiresendung „Eretz Nehederet“ [„ein wunderbares Land“] schaffte es sogar, sich über unsägliche antiisraelische Reaktionen im Ausland lustig zu machen.

Wir hatten ständig Raketenalarm, dennoch fühlte ich mich paradoxerweise sicher. Das lag am anpackenden Zusammenhalt der Menschen. Für mich hob sich das wohltuend von der in Deutschland zumeist theatralisch inszenierten



Junge jüdische Freiwillige aus der Diaspora bei der Ernte. Foto: privat

Anteilnahme ab. Diese drei Wochen in Israel waren Balsam für meine Seele. Denn dort bin ich als Jude nicht Teil einer Minderheit, dort habe ich Anknüpfungspunkte. In Israel muss ich nicht immer alles erklären, ich kann direkt andocken. Ich habe bereichernde Einblicke in die israelische Realität nach dem 7. Oktober 2023 erhalten. Deshalb möchte ich mich auch weiter für dieses Land engagieren. Dafür möchte ich meine Expertise als Politikberater, meine Mehrsprachigkeit und mein Netzwerk nutzen.

### 3. Persönliche Motivation und gesellschaftliche Ziele

Als jemand, der in Deutschland aufgewachsen ist, und dessen Vorfahren in der Roten Armee gegen die Nationalsozialisten gekämpft haben, möchte ich jetzt Flagge zeigen. Das bedeutet konkret, im Staat Israel zu sein, und sei es nur für kurze Zeit. Es genügt nicht, sich mit proisraelischen Plakaten auf deutsche Straßen zu stellen. Wenn die Slogans nicht durch Handlungen untermauert werden, sind sie nicht das Papier wert, auf dem sie geschrieben wurden.

Die mehrheitlichen Reaktionen der deutschen Gesellschaft auf das Massaker haben in mir eine starke Entfremdung ausgelöst. Ich habe mich in Deutschland nie wirklich zugehörig gefühlt. Viele Menschen sprechen mit Pathos, doch helfen sie nicht, wenn es darauf ankommt. Salopp gesagt halte ich Deutschland für eine „Blabla-Gesellschaft“. Nach meiner Erfahrung packten Kumpel mit Migrationshintergrund mit an, wenn ich umziehen musste, während meine „biodeutschen“ Freundinnen und Freunde mir die Geschäftskarte einer Transportfirma in die Hand drückten.

Mir ist klar, dass der Footprint meiner Hilfe sehr klein ist. Er ist nicht mehr als ein Pflaster. Dennoch wollte ich den israelischen Landwirtinnen und Landwirten helfen, die aufgrund des durch den Krieg entstandenen Personal Mangels ihre Produkte nicht ernten konnten. Unsere Gruppe war für diese Arbeit nicht ausgebildet, sodass wir nicht effizient waren. Doch unser Engagement hatte symbolische Wirkung. Auf unseren T-Shirts stand: „Volunteers“, und viele Israelinnen und Israelis, die mit mir auf dem Feld waren, fragten mich: „Du bist ein Freiwilliger aus Deutschland? Hast du keine Angst?“ Und dann antwortete ich: „Nein, ich fürchte mich nicht vor dem Raketenbeschuss. Es gibt ja auch Luftschutzräume.“ Ein Israeli, den ich in einem Pub traf, freute sich über meine Antwort so sehr, dass er meine Rechnung beglich.

Die symbolische Wirkung der Solidarität war das Wesentliche. Die Menschen, die ich traf, waren dankbar, dass ich nicht nur Lippenbekenntnisse zu Israel postete, sondern mit anpackte. Sie waren sich bewusst, dass ich während der Weihnachtsferien auch in den Skiurlaub hätte fahren können, statt um vier Uhr morgens auf dem Feld zu stehen. Die Landwirtinnen und Landwirte drückten uns ihre Dankbarkeit aus. Sie versicherten unserer Gruppe: „Ihr seid ein Team geworden, ihr habt euch nicht abschrecken lassen, und ihr habt viel geleistet. Eure Hilfe gibt uns Kraft.“

Die Themen, die mich bewegen, will ich mit Substanz füllen. Mein Know-how möchte ich für Ziele einsetzen, die mir am Herzen liegen. Es ist mein Anliegen, den deutsch-israelischen Dialog aktiv mitzugestalten.

#### **4. Welche Ressourcen bringst du für das Engagement mit?**

Erstmal Neugier, ich bin einfach ein neugieriger Mensch. Deswegen habe ich auch jede Gelegenheit wahrgenommen, im Ausland zu leben.

Netzwerken ist eine wichtige Ressource für mein Handeln allgemein. Wenn ich jemanden erreichen will, dann bin ich nicht schüchtern. Ich scheue mich

nicht, Kontakte zu suchen, auch wenn es manchmal dreist ist. Dann frage ich einfach: „Hey, du kennst doch diesen wichtigen Menschen. Kannst du mich bitte mit ihm vernetzen?“ Die Erfahrung hat mir gezeigt, dass man sich trauen sollte. Vielleicht habe ich gelernt, im Zweifelsfall auch meine Ellenbogen einzusetzen, weil ich in einem Stadtteil aufgewachsen bin, in dem großes Durchsetzungsvermögen erforderlich war.

Im Fall des Israel-Projekts hatte ich die Verbindung zu „Birthright Israel“. Das hat es mir ermöglicht, während des Krieges nach Israel zu kommen.

Ich glaube, dass ich gleichzeitig auch über interkulturelle Empathie verfüge. Ich verstehe, wie mein Gegenüber tickt und kann meine Kommunikation mit ihm dementsprechend gestalten.

## 5. Was hat dein Engagement dir persönlich gebracht?

Ich fühle mich gut, weil ich geholfen habe. Darüber hinaus konnte ich mich durch diese drei Wochen an die jüdische Kultur und an Israel annähern. Beides ist für mich greifbarer geworden. Das wiederum ermöglicht mir, einen Zugang zu meiner eigenen Familiengeschichte zu finden. In Israel habe ich Menschen getroffen, die Angehörige verloren haben. Ihre Reaktionen haben es mir ermöglicht, die Ängste meiner Großmutter besser zu verstehen. Das Massaker am 7. Oktober hat in ihr schreckliche Erinnerungen an die Geschichte ihrer Familie im > Holocaust und ihre damit verbundenen existenziellen Ängste wieder erweckt.

Die Zeit, die ich in Israel verbracht habe, hat es mir ermöglicht, meine eigene Identität besser einzuordnen. Ich bin zwar deutscher Staatsangehöriger, aber ich fühle mich nicht als Deutscher. Ich sehe keine gleichberechtigte Partizipation, wenn man als Jude wahrgenommen wird. Jude zu sein, verbindet viele Menschen in Deutschland mit Schutzbedürftigkeit, das finde ich lästig.

Der Aufenthalt in Israel hat mir mehr Glaubwürdigkeit verliehen. Dadurch, dass ich vor Ort war, bin ich viel besser informiert. Das ist für mich ein Gewinn.

## 6. Was würdest du Menschen in Deutschland raten, die in ihrem eigenen Umfeld Initiative ergreifen möchten?

Ich empfehle „Chuzpe“, das jiddische Wort für Dreistigkeit. Man muss sich einfach trauen, jeden, der ebenfalls helfen könnte, anzusprechen und um Mitmachen oder Unterstützung zu bitten. Dabei sollte man sich nicht von Hierarchien

abschrecken lassen. Nach meiner Erfahrung freuen sich die „hohen Tiere“, wenn junge Menschen sie ansprechen, und sie sind dann auch gerne bereit, ihr Netzwerk für einen guten Zweck zu mobilisieren.

Es ist wichtig, nicht aus dem Bauch heraus zu handeln. Damit meine ich, dass man eruieren soll, was wirklich gebraucht wird, bevor man ein Hilfsprojekt startet. Viel zu oft laufen solche Initiativen nicht gut, weil die relevanten Informationen fehlen. Zum Beispiel macht es keinen Sinn, Lebensmittel zu sammeln, wenn eigentlich Hygieneprodukte gebraucht werden. In Israel brauchte man am Anfang Schuhe und Bekleidung für Menschen, die aus den Grenzgebieten evakuiert worden waren. Mit Essen waren sie dagegen gut versorgt.

Im nächsten Schritt sollte man nach Menschen suchen, die den Willen und die Zeit haben, sich zu engagieren. Dann sollte man sich umschaun, ob man Geldgeber finden oder Sachspenden auftreiben kann. Als ich Hilfsmaßnahmen für die Ukraine organisierte, war mir der gratis zur Verfügung gestellte Transporter eine große Hilfe.

Nach meiner Erfahrung braucht man keine großen Teams. Fünf oder auch nur drei Personen können viele Synergien schaffen. Und von Mal zu Mal spannt man auch andere in die Hilfsaktion ein. So entsteht ein großes Netzwerk, auf das man immer wieder zurückgreifen kann.

# „Der heutige Mainstream-Feminismus hat keinen Platz für Israelinnen“

## Avishag Avinoam

Interviewt am 19.03.2024



© Avishag Avinoam, Foto: Haim Bargig

Geburtsjahr	1988
Geburtsort	Aschkelon
Wohnort	Aschkelon und Berlin
Beruf	Medienberaterin
Zivilgesellschaftliches Engagement nach dem 7. Oktober	Leiterin der digitalen Kampagne „Don't Let Hamas Rape #MeToo“
	
	Instagram-Konto der Initiative „Don't let Hamas Rape #MeToo“, @hamasrapedmetoomvm

## 1. Zur Person

Ich wurde 1988 in der Stadt Aschkelon im Süden der israelischen Mittelmeerküste geboren und hatte eine normale Kindheit. Mit 16 Jahren nahm ich Theaterunterricht. Darüber hinaus spiele ich bis heute Gitarre und singe und habe eine große Leidenschaft für Kultur.

Mit 17 zog ich von zu Hause aus und teilte eine Wohnung mit einem Freund. Damals wollte ich nicht zur Armee gehen, denn dafür war meine Freiheitsliebe zu ausgeprägt. Ehrlich gesagt bedauere ich das heute, denn der Staat Israel bedeutet mir sehr viel. Statt des Wehrdienstes leistete ich Zivildienst an einer Schule in Ra'anana und gab den Kindern Theaterunterricht.

Dann zog ich nach Tel Aviv. Später reiste ich viel im Ausland herum und arbeitete im Verkauf. Der Auslandsaufenthalt war eine schöne Erfahrung. 2013 kehrte ich nach Israel zurück und blieb einige Jahre im Verkauf tätig. Es war mir wichtig, mein eigenes Geld zu verdienen und nicht von meinen Eltern abhängig zu sein.

Als Donald Trump zum amerikanischen Präsidenten gewählt wurde, entwickelte ich plötzlich ein großes Interesse für Medien. Ich hing ständig an den Nachrichten. Ich beschloss, Kommunikationswissenschaften zu studieren und absolvierte einen zweimonatigen Intensivkurs. Dabei lernte ich das Produzieren von Nachrichten für Radio und Fernsehen.

Eigentlich hatte ich nicht erwartet, dass diese kurze Ausbildung mir den Einstieg in den Journalismus ermöglichen würde. Doch ich erhielt eine Stelle als Archivarin beim Fernsehsender i24-News in Tel Aviv. Ich verdiente den Mindestlohn. Das war viel weniger als das ansehnliche Gehalt, das ich vorher im Verkauf erhalten hatte. Bald stieg ich jedoch zur Investigativjournalistin auf. Danach produzierte ich bei dem Sender die tägliche politische Talkshow.

Das war eine tolle Zeit für mich. Ich lernte viele interessante Menschen aus Politik, Zivilgesellschaft und Armee kennen. Ich konnte nachhaltige Kontakte knüpfen. Politik faszinierte mich immer mehr. Deshalb bewarb ich mich beim Wirtschaftsministerium und wurde eingestellt. Mein Chef förderte mich, wo er nur konnte und bestärkte meine Selbstständigkeit. Er warf mich sozusagen ins kalte Wasser. Er schickte mich zu Konferenzen und ließ mich Medienanfragen beantworten. Parallel zur Arbeit im Ministerium nahm ich ein Bachelorstudium in internationalen Beziehungen und Nahoststudien auf. Das hat mein Wissen sehr bereichert.

Dann bewarb ich mich um eine Stelle als Medienkoordinatorin im Ministerpräsidentenamt und wurde auch dort angenommen. Von 2020 bis 2022

arbeitete ich unter zwei Regierungschefs: Benjamin Netanjahu und Naftali Bennett. Ich war Teil eines großen Teams, das Anfragen von Medienschaffenden entgegennahm und sie nach Rücksprache mit den zuständigen Dienststellen beantwortete. Meine Arbeit dort begann zugleich mit dem Ausbruch der Corona-Pandemie. Genau in dieser Zeit wurde auch das Abraham-Abkommen über diplomatische Beziehungen zwischen Israel und mehreren arabischen Staaten abgeschlossen. Ich arbeitete fast rund um die Uhr. Nach zwei Jahren kam ich zu dem Schluss, dass ich eine Pause einlegen musste.

Diese Entscheidung führte mich zu meiner Verbundenheit mit der Musik zurück. Ich beschloss, eine Ausbildung als DJ zu machen. Dadurch lernte ich die elektronische Musik besser kennen, zum Beispiel Techno und House. Das gefiel mir sehr. Ich arbeitete in Israel und später im Ausland als DJ. Ich bin nach Indien und nach Thailand gereist und habe dort bei Partys aufgelegt, sei es in Clubs in Delhi, sei es bei Strandpartys – aber auch für Botschaften.

Als ich 2023 nach Israel zurückkehrte, wollte ich Musikproduktion studieren. Doch der Überfall der Hamas auf Israel sollte zu einer Zäsur in meinem Leben werden.

Ehrenamtlich hatte ich mich schon in meiner Jugend engagiert. Damals kümmerte ich mich um Tiere. Ich nahm streunende Hunde und Katzen bei mir auf, bis für sie ein Platz im Tierheim gefunden wurde.

Während der Corona-Pandemie war ich Mitglied einer Freiwilligengruppe in Aschkelon. Jeden Freitag besuchten wir erkrankte Familien oder einsame Menschen. Zudem beschaffte ich über eine Hotline Lebensmittel und Medikamente für Seniorinnen und Senioren.

## 2. Das zivilgesellschaftliche Engagement nach dem Massaker

Nach dem Massaker war ich zunächst im Überlebensmodus. Die ersten Tage konnte ich nicht schlafen. Ich hatte Angst, denn ich lebe in Aschkelon. Die Stadt ist nur zehn Kilometer von der Grenze zum Gazastreifen entfernt und wurde oft mit Raketen beschossen. Meine ganze Familie war in höchster Alarmbereitschaft. Ich wohne direkt neben meinen Eltern. Alle Familienmitglieder leben nah beieinander, mein Großvater, meine Schwester, alle.

Wir lebten in Strandnähe, und viele Terroristen waren über das Meer auf israelisches Gebiet eingedrungen. Ich fiel in Schockstarre. Meine Freundin aus dem Kibbutz Netiw Ha'assara, berichtete mir, dass ihre Angehörigen sowie



ihre Nachbarinnen und Nachbarn in deren Häusern von den Terroristen abgeschlachtet worden seien. Das Haus meiner Freundin hatten die Mörder durch puren Zufall übersehen. Sie war die einzige in diesem Teil des Kibbuz, die am Leben geblieben war. Dann kamen die furchtbaren Bilder aus den Kibbuzim und vom Nova-Festival.

Der 7. Oktober war für mich ein Wendepunkt. Ich ließ alles, was ich beruflich machte, stehen und liegen. Es schockierte mich, dass viele meiner ausländischen Freundinnen und Freunde sich nach dem Überfall nicht nach mir erkundigten, obwohl sie wussten, dass ich im Süden lebte. Es hätte ja auch mich treffen können. Ich fiel in eine Depression, deren Folgen ich bis heute spüre. Allerdings raffte ich mich damals schnell auf, um wieder funktionieren zu können.

Erst nach und nach wurde uns das Ausmaß der Gräueltaten klar. Wenige Tage nach dem Massaker begann ich, Bilder auf meinen Instagram-Account hochzuladen. Diese Bilder erreichten zahlreiche meiner ausländischen und israelischen Freundinnen und Freunde, darunter auch Diplomatinen und Diplomaten sowie Medienschaffende. Ich teilte Nachrichten, aber auch Screenshots vom Raketenbeschuss oder fotografierte mich selbst im Luftschutzraum. Es war eine Art Live-Übertragung.

Die meisten meiner Bekannten im Ausland kennen Israel nicht, sie waren von meinen Berichten überrascht. Ihre Fragen brachten mich zu der Erkenntnis, dass ich mehr tun musste. Ich wandte mich an eine Bekannte im Ministerpräsidentenamt, die nach Freiwilligen suchte. Ich sagte zu ihr: „Ich kenne die Leute, ich kenne das System. Gerne unterstütze ich euch ehrenamtlich.“

Binnen kürzester Zeit koordinierte ich, zusammen mit einem Kollegen, die Arbeit von ungefähr 1000 Freiwilligen: Texterinnen und Textern, Redakteurinnen und Redakteuren sowie Grafikerinnen und Grafikern. Wir wandten uns auch an Prominente und baten sie, Informationen über den 7. Oktober über ihre sozialen Medien zu verbreiten.

Im Zuge dieses Projekts lernte ich eine Israelin kennen, die auf Kreta lebt. Wir verstanden uns sehr gut. Daher schlug ich ihr vor: „Lass uns doch ein eigenes Projekt aufziehen.“ Es war mir nämlich aufgefallen, dass niemand in Israel den Reaktionen beziehungsweise den fehlenden Reaktionen internationaler Frauenorganisationen auf die sexuelle Gewalt der palästinensischen Terroristen Beachtung geschenkt hatte. So entstand meine Idee, diese Organisationen unter die Lupe zu nehmen. Ich kannte mich mit dem Thema nicht besonders gut aus. Deshalb machte ich mich sofort auf die Suche nach Freiwilligen, die mich

bei Recherchen unterstützen würden. Auf diese Weise entstand ein generationsübergreifendes Team aus vier Männern und einer Frau. Die Altersspanne reichte von 23 bis 80 Jahren. Wir durchforsteten das Netz nach nationalen und regionalen Frauenorganisationen im Ausland. Wir stellten ein Google-Dokument ein, in dem wir die Namen der Organisationen, ihre Kontaktdaten und die Namen der Leiterinnen festhielten. Dann fügten wir ihre Reaktionen auf den 7. Oktober hinzu, wobei wir ihre Posts in allen sozialen Medien dokumentierten: Facebook, Instagram, LinkedIn und Twitter. Wir prüften auch ihre Homepages. Wir fokussierten sowohl auf ihre Aussagen als auch – in vielen Fällen – auf ihr Schweigen. Später dehnten wir die Recherche auch auf Fakultäten für Gender-Studien an führenden Universitäten in den USA und Europa aus.

Diese sorgfältige Recherche bildete die Grundlage für alles, was danach folgte. Im nächsten Schritt produzierten wir ein Video. Auch dafür mobilisierte ich Profis, die ihr Know-how ehrenamtlich einbrachten. Es waren Grafikdesigner, eine Schauspielerin, Produzenten, Redakteure und eine Regisseurin. Um dieses Team zu rekrutieren, arbeitete ich mit einem digitalen Formular. Ich stellte das Projekt vor und warb dafür in den sozialen Medien.

Es überraschte mich, wie viele hochkarätige Filmschaffende sich für dieses Projekt meldeten. Ein Musikproduzent stellte uns sein Studio zur Verfügung, damit wir einen professionellen Soundtrack produzieren konnten. Kurz und gut, wir bauten in kürzester Zeit die gesamte Infrastruktur für die Filmproduktion auf. Als das Video fertig war, war ich damit dennoch nicht zufrieden. Ich beschloss, es nicht zu veröffentlichen, obwohl es viel Zeit, Mühe und schlaflose Nächte gekostet hatte. Letztendlich muss das Produkt nämlich seinen Zweck erfüllen. Wenn das nicht der Fall ist, darf man es nicht verwenden.

Dann wandte ich mich an eine andere Regisseurin und stellte ein neues Filmteam zusammen. Innerhalb weniger Tage standen Konzept und Drehbuch. Eine Produktionsfirma half uns gratis bei der Erstellung des Videos. Wir filmten im Tel Aviver Krankenhaus Ichilov, unter dem ein Tunnel liegt, der visuell an die „Unterwelt“ von Gaza erinnert: die Tunnel der Hamas. Wir mussten binnen kürzester Zeit passende Bekleidung für die Schauspielerin und das Logo der Hamas finden. Nach einigen Tagen intensiver Arbeit entstand ein Video, mit dem wir alle zufrieden waren.

Dann begann die Kampagne Form anzunehmen, obwohl uns keine Etatismittel zur Verfügung standen. Ehrlich gesagt hätte ich keine Zeit gehabt, Gelder zu sammeln, selbst wenn ich gewollt hätte. Der nächste Schritt war die



Nachdem unsere Kampagne Aufmerksamkeit im In- und Ausland erweckt hatte, erweiterten wir die Optionen. Man konnte die Logos anklicken und direkt eine Mail an die jeweilige Organisation versenden. Wir wollten die Organisationen auf unserer Schwarzen Liste mit Beschwerden überfluten. Genau das passierte dann auch.

Es schockierte mich, dass die große Mehrheit der internationalen Frauen- und Menschenrechtsorganisationen uns einfach ignorierte, zum Beispiel Oxfam International, Save the Children, International Service for Human Rights (ISHR), Nobel Women und Women for Women.

In meinen Augen rechtfertigten sie die sexuelle Gewalt der Hamas, indem sie sie ignorierten und keine offizielle Erklärung dazu abgaben. Oxfam International versteckte ihre „Verurteilungen“ im Abschnitt „Fragen und Antworten“. Eine offizielle Erklärung dazu gab die Organisation aber nicht ab, obwohl sie sich dauernd zur Lage im Gazastreifen äußerte. Unsere Kommentare wurden auf den Seiten der Organisationen gelöscht. Dem entnahmen wir, dass unsere Kritik sie störte. Darüber hinaus konnten wir nachverfolgen, dass die von uns angeschriebenen Organisationen unsere sozialen Medien verfolgten. Das war ein weiteres Indiz, dass unsere Arbeit sie beunruhigte.

### **3. Persönliche Motivation und gesellschaftliche Ziele**

Ich wollte den internationalen Frauenorganisationen einen Spiegel vorhalten. Deshalb ist unsere Homepage sehr detailliert gestaltet. 50 Organisationen sind auf unserer „Wall of Shame“ schwarz und weiß markiert, und nur die vier, die auf unsere Aufforderung reagiert haben, erscheinen in Rosa. Es ist mir wichtig, den Frauenorganisationen und Gender-Lehrstühlen ihr Fehlverhalten und ihre Doppelmoral vor Augen zu halten. Ich will damit auch zum Ausdruck bringen, dass israelische ebenso wie jüdische Frauen in der Diaspora keinen Rückhalt bei diesen Organisationen haben. Jüdische Frauen aus Kanada und Australien baten uns um Hilfe. Sie waren schockiert, dass lokale Frauenorganisationen in ihren Ländern die beim Massaker an israelischen Frauen verübten Verbrechen ignorierten. Wir halfen ihnen, diese Organisationen öffentlich zur Rechenschaft zu ziehen.

Wohlgemerkt war unser Ansatz grundsätzlich positiv. Wir wollten mit dialogbereiten Organisationen kooperieren. Mit den anderen gingen wir dagegen hart ins Gericht. Mein Ziel ist es, Alternativen für jüdische und israelische Frauen weltweit zu schaffen. Wir können unsere eigenen, wirklich integrativen Zentren für Opfer sexueller Gewalt gründen. Es ist meine Überzeugung, dass

die jüdischen Gemeinden in der Diaspora sich diesbezüglich viel stärker engagieren müssen. Dasselbe gilt auch für akademische Programme.

Ich glaube, dass über die Definition von Feminismus und Gender-Gerechtigkeit neu diskutiert werden muss. Es ist mein Eindruck, dass der heutige feministische Diskurs stärker auf Klimawandel und Postkolonialismus als auf Frauenrechte ausgerichtet ist. Dadurch verrennt er sich in Schwarz-Weiß-Bilder, es gibt keine Grauzonen. In dieser Sichtweise sind Israelinnen und Israelis immer die Unterdrückerten und Unterdrücker und die Palästinenserinnen und Palästinenser immer die Unterdrückten.

Der heutige Mainstream-Feminismus hat keinen Raum für Israelinnen und damit auch keinen Raum für offene Debatten. Deshalb ignorieren Frauenorganisationen die Brutalität der Terroristen. Ihre Einstellung gegenüber israelischen und jüdischen Frauen ist feindselig. Das darf die jüdische Gemeinschaft weltweit nicht länger ignorieren. Sie muss der Dämonisierung des Zionismus, die manchmal an die Verteufelung der Jüdinnen und Juden durch die Nationalsozialisten erinnert, entgegenwirken. Deshalb müssen wir aktiv werden – und zwar laut. Protest allein genügt nicht, der Aktivismus muss auch Zusammenarbeit mit staatlichen Institutionen anstreben.

Gegenwärtig ist unsere Homepage nicht online, weil ich sie vollkommen neu gestalten möchte. Viele regelmäßige Besucherinnen und Besucher unserer Website haben das bemerkt. Sie fragten uns: „Warum seid ihr nicht aktiv? Können wir helfen?“ Daraufhin habe ich ein Projekt für Online-Spenden ins Leben gerufen. Auf die Dauer kann eine Initiative wie unsere nicht ohne ein Budget funktionieren. Die Ehrenamtlichen müssen früher oder später wieder für ihren Lebensunterhalt arbeiten.

Es ist meine feste Überzeugung, dass dieses Projekt großes Potenzial hat. Deshalb möchte ich es weiterentwickeln. Dazu brauche ich Fachleute. In zwei Wochen kehre ich aus Berlin nach Israel zurück. Dann werde ich die erforderlichen Schritte unternehmen, um „Don't Let Hamas Rape #MeToo“ als einen eingetragenen Verein zu registrieren. Dafür brauche ich ein Team. Zum Beispiel möchte ich mich verstärkt mit den rechtlichen Aspekten unserer Kernthemen beschäftigen.

Ob ich mein Ziel erreicht habe? Wir haben jüdischen Frauen im In- und Ausland Trost gespendet. Sie waren von ihrem Umfeld enttäuscht, sie fühlten sich alleingelassen und verraten. Wir haben ihnen die Chance gegeben, ihre Wut zum Ausdruck zu bringen und ihre Forderungen zu formulieren. Das sehe ich als Erfolg.

Zweifelsohne ist es uns gelungen, das Bewusstsein für das Fehlverhalten vieler Frauenorganisationen zu schärfen. Wir haben diese Ungerechtigkeit in die Welt hinausgeschrien. Das hat viele Menschen motiviert, Stellung zu beziehen. Es freut mich, dass die sexuellen Verbrechen der Hamas inzwischen in der „New York Times“ und endlich auch in einem Bericht der Vereinten Nationen thematisiert wurden. Sobald wir eine stabile finanzielle Grundlage haben, werden wir jüdischen Frauen weltweit eine Aktivismus-Plattform bieten.

Heute ist es mein persönliches Ziel, im öffentlichen Dienst, zum Beispiel als Diplomatin, zu arbeiten und gleichzeitig als DJ aufzulegen. Parallel dazu werde ich meinen Aktivismus intensivieren. Es ist mir klar, dass ich mit dem Angefangenen nicht aufhören darf. Ich bin auf das von mir und den engagierten Freiwilligen ins Leben gerufene Projekt sehr stolz.

#### **4. Welche Ressourcen bringst du für das Engagement mit?**

Wenn ich mich für etwas entscheide, dann mache ich es voll und ganz. Das galt für meine unterschiedlichen Jobs, und es gilt auch für mein zivilgesellschaftliches Engagement. Ich mache keine halben Sachen.

Finanziell ist die Lage allerdings schwierig. Ich lebe von meinen Ersparnissen, meine Eltern unterstützen mich gelegentlich.

Ohne das Engagement der Ehrenamtlichen hätte ich diese Kampagne nicht auf die Beine stellen können. Es war also von großer Bedeutung, Menschen zu finden, die mitmachten, und das Team zu leiten.

#### **5. Was hat dein Engagement dir persönlich gebracht?**

Mein Einsatz hat mir viel Positives gebracht. Die Erinnerungen an das Massaker der Hamas und dessen Auswirkungen auf die israelische Gesellschaft sind noch so frisch und extrem schmerzhaft. Ohne mein Engagement wäre ich in Trauer versunken.

In dieser unerträglichen Situation hat es mir gutgetan, einer Gemeinschaft von engagierten und hoch motivierten Menschen anzugehören. Das Ziel unseres Aktivismus war es, an diese Schrecken zu erinnern und sie an die Oberfläche zu bringen.

Ich bin froh, dass ich meinen ersten Instinkt, die Flucht vor der Realität zu ergreifen, überwunden habe. Durch mein Handeln konnte ich mich mit den Verbrechen auf konstruktive Weise auseinandersetzen.

Ich bin auch stolz darauf, dass wir eine der führenden Initiativen im Bereich der Kampagnen gegen die Weißwaschung der von der Hamas verübten sexuellen Gewalt geworden sind.

## **6. Was würdest du Menschen in Deutschland raten, die in ihrem eigenen Umfeld Initiative ergreifen möchten?**

Ich glaube, dass jeder Mensch ein Thema hat, das ihn bewegt. Wenn man das Gefühl hat, nicht genug zu tun, hilft es manchmal, einfach zu googeln.

Wenn jemand ein soziales Anliegen hat, rate ich ihm oder ihr, sich folgende Fragen zu stellen: „Was kann ich verbessern?“, „Wer kann mich dabei unterstützen?“, „Welche lokalen Organisationen kann ich zur Mitwirkung bewegen?“, „Wie kann ich eine helfende Community aufbauen?“

Heute kann man sich für eine Initiative mithilfe der sozialen Medien einsetzen. Digitaler Aktivismus ist sehr wichtig, denn die junge Generation ist vor allem dort aktiv. Um seine Ziele zu erreichen, sollte man sich nicht scheuen, seine Komfortzone zu verlassen. Ich habe einen Film produziert, obwohl ich keine Ahnung hatte, wie das ging. Man darf sich nicht entmutigen lassen. Man muss den Mut haben, Fehler einzugestehen. Als mir klar wurde, dass das erste von uns produzierte Video nicht meinen Erwartungen entsprach, brachte ich einen neuen Film auf den Weg.

Die Schlüsselwörter lauten Ausdauer und Hartnäckigkeit. Wenn man diese Eigenschaften an den Tag legt, findet man auch Menschen, die sich für dasselbe Ziel begeistern und mitmachen wollen. Die Technologie kann beim Rekrutieren von Freiwilligen helfen. Wir hatten zum Beispiel Google-Formulare, mit denen man sich unserem Pool anschließen konnte.

Die meisten Menschen wollen im Grunde Gutes tun und sich an Initiativen beteiligen. Es ist ihnen wichtig, einen Beitrag zu leisten. Aber was immer man tut: Es muss professionell sein. Jeder Auftritt in den sozialen Medien muss genau durchdacht und formuliert sein. Dafür muss man sich die nötige Zeit nehmen, denn erst dann wird man ernst genommen.

# „Wir werden noch sehr lange in einer Notsituation sein. Die Arbeit hat erst begonnen“

## Orly Soker

Interview am 21.03.2024



© Orly Soker

Geburtsjahr	1956
Geburtsort	Tel Aviv
Wohnort	Kirjat Ono
Beruf	Hochschuldozentin (im Ruhestand)
Zivilgesellschaftliches Engagement nach dem 7. Oktober	Leiterin der Nichtregierungsorganisation „Masa Ischi“ / „Personal Journey“



## 1. Zur Person

Ich wurde 1956 in Tel Aviv geboren und bin dort aufgewachsen.

Nach Ausbruch des > Jom-Kippur-Krieges im Oktober 1973 ging ich in den Kibbuz Tel Kazir, wenige Kilometer vom See Genezareth entfernt. Ich wollte bei der Ernte helfen, da viele Kibbuzmitglieder bei der Armee waren. Es war für mich undenkbar, im Krieg mein normales Leben in Tel Aviv weiterzuführen. Ich blieb ein Jahr lang in dem Kibbuz.

Dann kehrte ich nach Tel Aviv zurück und heiratete. Ich wurde Mutter von drei Kindern. Als der Staat Israel 1979 den Friedensvertrag mit Ägypten unterzeichnete, dachte ich, dass die Zeit der Kriege vorbei sei. Doch als ich 1982 mit meinem zweiten Sohn schwanger war, brach der erste Libanon-Krieg aus. Als ich von meinem Haus aus die Armeehubschrauber hörte, sagte ich zu mir selbst: „Hier wird es nie Frieden geben.“ Leider sollte ich recht behalten.

1986, im Alter von 30 Jahren, verwirklichte ich meinen Traum, Geschichte zu studieren. Ich machte meinen Bachelor- und Masterabschluss in deutscher Geschichte. Anschließend habe ich in Medienwissenschaften promoviert.

Parallel dazu arbeitete ich an der Hebräischen Universität in Jerusalem an der Entwicklung von Lehrplänen. Dann wurde ich Dozentin am Herzl-Institut in Jerusalem. Ich gab Kurse über den Zionismus und die israelische Gesellschaft. Zudem entwickelte ich Weiterbildungsmaßnahmen für Lehrerinnen und Lehrer.

Im Jahr 2000 nahm ich meine Arbeit am Yitzhak Rabin Center auf. Das war fünf Jahre nach der Ermordung des Premierministers Jitzchak Rabin durch den jüdischen Rechtsextremisten Jigal Amir.

Dort leitete ich die pädagogische Abteilung. Ich entwickelte Programme, die das Zusammenleben aller Gruppen der israelischen Gesellschaft stärken sollten, sei es die jüdische und die arabische Bevölkerung, seien es religiöse und säkulare Bevölkerungsgruppen. Parallel zu dieser zivilgesellschaftlichen Arbeit unterrichtete ich Polizistinnen und Polizisten in Geschichte an einer Zweigstelle der Ben-Gurion-Universität.

Von 2001 bis 2023 unterrichtete ich am Sapir College, das an der Grenze zum Gazastreifen liegt. Von 2000 bis 2014 leitete ich an dem College die Abteilung für Radio, die auf die journalistische Praxis spezialisiert war. Dort habe ich gemeinsam mit meinen Kolleginnen und Kollegen mehrere soziale Projekte umgesetzt. Zum Beispiel starteten wir eine Initiative zur Förderung von Jugendlichen aus der Peripherie, mit dem Ziel, ihre Lerngewohnheiten durch Radioprogramme zu verbessern.

### ► Das Attentat auf Jitzchak Rabin

Jitzchak Rabin übernahm 1992 – zum zweiten Mal im Lauf seiner politischen Karriere – das Amt des israelischen Ministerpräsidenten. Im Jahr 1993 unterzeichnete Israel unter seiner Führung ein Interimsabkommen mit der Organisation für die Befreiung Palästinas (► PLO), das sogenannte erste Osloer Abkommen. Darin erkannte die PLO Israels Existenzrecht an, während Israel ihr den Status der alleinigen Vertreterin des palästinensischen Volkes zugestand. Der dadurch eingeleitete Friedensprozess wurde von der rechten parlamentarischen und außerparlamentarischen Opposition vehement abgelehnt. Gegnerinnen und Gegner des Osloer Prozesses starteten eine Verleumdungs- und Hasskampagne gegen den Premier. Am 4. November 1995 wurde Rabin nach einer Friedenskundgebung in Tel Aviv von dem Rechtsextremisten Jigal Amir erschossen. Das Attentat löste in großen Teilen der israelischen Bevölkerung ebenso wie international tiefe Erschütterung aus.

Die aufgrund des ersten Osloer Abkommens ins Leben gerufene Palästinensische Autonomiebehörde wird bis heute von der internationalen Gemeinschaft als legitime Regierung der palästinensischen Gebiete anerkannt.

Von 2014 bis 2018 leitete ich die Abteilung für Medienstudien. Im Jahr 2014 initiierte ich ein Projekt zur besseren Integration junger Menschen aus dem Süden in akademische Programme. Teilnehmer unserer Projekte erhielten während ihrer Schulzeit akademische Leistungspunkte, die ihnen später den Einstieg in das Universitätsstudium nach dem Militärdienst erleichterten. Ein weiteres Beispiel ist meine konzeptionelle Mitwirkung an einem Radioprojekt für und mit Gefängnisinsassen.

In all diesen Jahren, nämlich seit 2001, stand der westliche ► Negev immer wieder unter Raketenbeschuss. Das hinderte mich nicht daran, zur Arbeit zu fahren, denn das Radio durfte keine Pause machen. Kriegssituationen sind mir daher aus eigener Erfahrung vertraut.

Zivilgesellschaftliches Engagement hatte meine Arbeit seit langen Jahren geprägt. Dennoch war die Begegnung mit dem Sapir College diesbezüglich ein Wendepunkt für mich. Die soziale Ausrichtung der Hochschule, ihre enge Verbindung mit den umliegenden Kommunen und ihr Fokus auf den Umweltschutz zeigten mir neue Handlungsmöglichkeiten. Sie erweiterten mein Verständnis von sozialer Verantwortung. Deshalb setzte ich mich auch für bessere Arbeitsbedingungen von Kolleginnen und Kollegen ein.

## 2. Das zivilgesellschaftliche Engagement nach dem Massaker

Ich unterrichtete am Sapir College 22 Jahre lang, also bis September 2023. In dieser Zeit baute ich enge Beziehungen zu den Menschen im westlichen Negev auf, zu meinen ehemaligen Studierenden ebenso wie zu Kolleginnen und Kollegen.

Sie waren dann auch meine ersten Ansprechpartnerinnen und -partner für das Gesprächs- und Dokumentationsprojekt, das ich nach dem Massaker ins Leben rief. Es war vielen Menschen aus dem Süden, auch solchen, die evakuiert worden waren, ein Bedürfnis, die Region immer wieder zu durchstreifen. Viele fotografierten, wussten aber nicht, welche Geschichte sie zu den Bildern erzählen wollten. Sie wussten auch nicht, wie sie das tun sollten.

Manchmal wurde es aber zumindest im Ansatz klar. Eine beim Anschlag verletzte ehemalige Studentin, deren Mutter von den Terroristen ermordet worden war, schickte mir ein Foto ihres Kibbuz. Es zeigte einfach Sonnenschein und Natur. Sie kommentierte es mit folgenden Worten: „Es hat sich nichts verändert. Ich glaube, dass dir dieses Foto Freude bereiten wird.“ Das machte mir klar, dass sie an dem ursprünglich positiven Bild ihrer Heimat festhielt – auch wenn sie mir später zusätzlich Fotos schickte, die das Massaker dokumentierten. Heute wird ihr Posttrauma therapeutisch behandelt.

Durch diesen Austausch kristallisierte sich in mir der Gedanke heraus, dass diese Menschen ein großes Mitteilungsbedürfnis hatten. Ich wollte ihnen helfen, es zum Ausdruck zu bringen. Das konnte ich natürlich nicht allein umsetzen. Zunächst zog ich eine Psychologin zurate, die Überlebende des Massakers therapierte, dann besprach ich meine Idee mit Medienschaffenden. Ihre Reaktionen zeigten mir, dass diese Initiative großes Potenzial hatte.

Wir gründeten eine Nichtregierungsorganisation namens „Masa Ischi – Personal Journey“, die ich zusammen mit meinem Kollegen Mouli Bentman leite. Die Organisation besteht inzwischen aus acht Mitgliedern.

Im Feld aktivieren wir Teams, deren Größe wir an die jeweiligen Erfordernisse anpassen. Alle, die sich an diesem Projekt beteiligen, haben einen direkten Bezug zum Süden Israels. Eine Frau, die sich bei uns engagiert, wohnt im Kibbuz Kfar Aza. Ihr Vater wurde am 7. Oktober von den Terroristen ermordet. Alle Mitglieder unserer Organisation kennen sich mit dem Verfassen von Texten und dem Produzieren von Podcasts gut aus. Darüber hinaus haben wir mehrere Beraterinnen und Berater rekrutiert, darunter Rami Schani, den

Logo von „Masa Ishi – Personal Journey“. © Masa Ishi



Korrespondenten des militäreigenen Senders „Galei Zahal“ für Südisrael. Er selbst hat am 7. Oktober nicht nur von dem Blutbad berichtet, sondern auch viele Teilnehmende des Nova-Festivals gerettet. Eine unserer Beraterinnen ist eine soziale Aktivistin aus der Stadt Ofakim, die im Bereich psychischer Gesundheit tätig ist und sehr viele Menschen in der Stadt kennt.

Darüber hinaus unterstützen uns ehemalige Studierende beim Redigieren der Beiträge. Das Ziel von „Masa Ischi“ ist es, Menschen aus dem westlichen > Negev im Besonderen zu erreichen. Wir kontaktieren sowohl diejenigen, die vor Ort geblieben sind, als auch diejenigen, die die Grenzregion verlassen haben. Dabei fokussieren wir auch auf Orte, die in den Medien nicht genügend beachtet worden sind, zum Beispiel Ofakim. Dort hielten die Terroristen einen Stadtteil 24 Stunden lang besetzt und ermordeten 47 Menschen. Wir möchten alle Gesprächswilligen erreichen, herausfinden, worüber sie sprechen wollen und durch welches Medium sie sich ausdrücken möchten. Wir organisieren Treffen mit den Teilnehmenden, um ihnen zu helfen, ihre Geschichte zu entwickeln. Manche zeichnen ihre Erzählung selbst auf, andere kommen mit uns in ein Radiostudio. Wir nutzen unsere Expertise, um den Menschen zu ermöglichen, ihre Geschichte auf eine für sie adäquate Weise zu erzählen. Wir interviewen sie nicht, sondern hören ihnen zu. Dann begleiten wir sie bei der schriftlichen oder mündlichen Formulierung ihres Narrativs. Narrative sind immer eine Momentaufnahme, denn Wahrnehmungen und Gefühle können sich ändern. Deshalb beabsichtigen wir, sie nach einigen Monaten wieder zu treffen. Vielleicht möchten sie dann einen anderen Aspekt ihrer Erfahrungen erzählen.

Je größer die zeitliche Distanz zum Massaker wird, desto schwieriger wird es, Spenden für Projekte zur Aufarbeitung seiner Folgen aufzubringen. Die meisten Menschen denken nur an den 7. Oktober und begreifen nicht, dass wir

erst am Anfang des Aufarbeitungsprozesses stehen. Viele Stiftungen sagen uns, dass sie ihre für Notfälle vorgesehenen Sondermittel schon zur Gänze vergeben hätten. Sie verstehen nicht, dass wir noch sehr lange in einer Notsituation bleiben werden.

Angesichts unserer finanziellen Situation ist es jetzt meine Priorität, Geldmittel für das Projekt zu beschaffen. Leider ist das für neue Initiativen schwieriger als für solche, die schon vor dem 7. Oktober aktiv waren.

Bislang haben wir 50 Personen dabei begleitet, ihre Geschichte zu formulieren. Ich hoffe, dass sich diese Zahl bald mehr als verdoppeln wird.

Die Geschichten werden wir auf Englisch und Hebräisch auf unsere Homepage stellen, die noch aufgebaut wird. Die Erzählungen werden auch auf Spotify und weiteren digitalen Plattformen abrufbar sein.

Unsere Vision ist es, eine Homepage für die ganze Region zu entwickeln. Dort werden alle Geschichten mit thematisch angeordneten Links hochgeladen, sodass man zum Beispiel alle Geschichten eines bestimmten Kibbutz anhören kann. Zusammengenommen ergeben alle Berichte ein breitgefächertes Spektrum von Informationen. Wir installieren auch eine Kommentarfunktion, damit die Leserinnen und Leser sich in das Gespräch einbringen können. So wollen wir eine Community schaffen, die zuhört, liest und auch reagiert.

### 3. Persönliche Motivation und gesellschaftliche Ziele

Im September 2023 ging ich in Rente. Ich dachte, trotz meiner Verbundenheit mit dem Sapir College und der Region würde ich einen Schlussstrich unter diese Phase meines Lebens ziehen. Die Ereignisse vom 7. Oktober haben mir aber gezeigt, wie sehr ich den Menschen im westlichen Negev verbunden bin. Ich kenne auch die Region, ihre Natur und ihre Landschaften. Ich habe dort oft Forschungsarbeiten durchgeführt, sei es in Kriegszeiten, sei es in Zeiten relativer Ruhe.

Viele Menschen, die an der Grenze zum Gazastreifen leben, haben Angehörige verloren, ihre Häuser wurden zerstört, ihr Eigentum geraubt. Das sind Menschen, denen geholfen werden muss, und mein Ziel ist es, sie zu unterstützen. Das ist umso wichtiger, weil der Staat sie jetzt wieder im Stich lässt. Alle meine Partnerinnen und Partner in unserer Organisation sehen das genauso. Es fällt mir gegenwärtig schwer, meine darüber hinausgehenden Ziele zu definieren, weil alles so komplex und akut ist. Vielleicht kann ich in einem Jahr meine Gedanken dazu klarer formulieren.

## 4. Welche Ressourcen bringst du für das Engagement mit?

Meine langjährige und breitgefächerte Erfahrung im Management und in der Konzeptionierung von gesellschaftlichen Initiativen wie auch pädagogischen Programmen hat mir sehr geholfen. Bereits in der Vergangenheit habe ich große Teams geleitet, das kommt mir jetzt zugute. Es gibt Menschen, die sich schon seit vielen Jahren zusammen mit mir engagieren. Unsere Kooperation ist immer auf gegenseitigem Vertrauen aufgebaut. Darüber hinaus bin ich ein strukturierter Mensch, der versucht, diese Eigenschaft mit kreativem Denken zu verbinden.

Solch ein anspruchsvolles Projekt erfordert auch situative Wendigkeit. Es muss immer wieder an die Menschen und an die sich ändernden Umstände angepasst werden. Ich ermittle den Bedarf und versuche dabei, sehr präzise zu sein. Ich bin sehr zielorientiert und habe einen langen Atem. Die Kombination dieser beiden Eigenschaften ist für die Umsetzung zivilgesellschaftlicher Projekte in größerem Rahmen unerlässlich. Es ist ein Marathonlauf.

Wenn ich eine Idee habe, prüfe ich zuerst selbst, ob sie gut und zugleich umsetzbar ist. Erst danach wende ich mich an andere. Meine Ansprechpartnerinnen und -partner sind sich dessen bewusst. Das verleiht meinen Ideen Glaubwürdigkeit.

Des Weiteren vermeide ich Konkurrenzsituationen. Vielmehr versuche ich, Synergien durch Kooperation zu schaffen. Zusammenarbeit ist unendlich wichtig, um den Süden Israels wieder aufzubauen.

Eine meiner wichtigsten Ressourcen ist Zeit. Ich bin in Rente und habe Zeit. Dadurch kann ich mein zivilgesellschaftliches Anliegen zu meiner Arbeit machen. Das ist ein großer Vorteil.

## 5. Was hat dein Engagement dir persönlich gebracht?

Die Podcasts sind auch eine Therapie für mich selbst. Als 2014 eine der vielen Kriege zwischen der Hamas und dem Staat Israel ausbrach, wurde ich als posttraumatisch diagnostiziert. Interessanterweise kamen meine Ängste nicht im Süden hoch, sondern zu Hause, in Kirjat Ono, das im Landeszentrum liegt. Mir machte Angst, dass ich mehr Zeit hatte, auf den Einschlag der Rakete zu warten, während man im Süden sofort wusste, woran man war. Durch diese Erfahrungen kann ich mich gut in die Zielgruppe von „Masa Ischi“ hineinversetzen. Mein heutiges Engagement sehe ich als Teil meiner Selbstheilung an.

## **6. Was würdest du Menschen in Deutschland raten, die in ihrem eigenen Umfeld Initiative ergreifen möchten?**

Es ist meine feste Überzeugung, dass das Erlernen des Umgangs mit Medien, in diesem Fall Podcasts, Menschen helfen kann, ihre Krisen zu überwinden. Diese Ausdrucksformen ermöglichen es ihnen, ihre Erfahrungen zu verarbeiten, denn sie geben ihnen Raum für Kreativität. Die Nutzerinnen und Nutzer erlernen auch den Einsatz von spezifischen Technologien. Menschen mit seelischen Belastungen oder traumatischen Erfahrungen beizubringen, wie sie diese Medien nutzen können, scheint mir ein Ansatz zu sein, der auch in Deutschland verwirklicht werden kann.

Ich glaube sehr an Podcasts und an das Verfassen von Texten. Damit meine ich nicht kreatives Schreiben, sondern Erzählen, und zwar aus einer klaren Positionierung heraus und mit Vorüberlegungen. Die Integration von Bildern in Texte halte ich für sehr wichtig. Podcasting ist ein Instrument, das an verschiedene Umstände angepasst werden kann. Damit meine ich nicht, Menschen zu interviewen, sondern sie erzählen zu lassen.

Durch die Teilnahme an solch einem Projekt erkennen traumatisierte Menschen, dass andere ähnliche Erfahrungen gemacht haben und darüber sprechen möchten. Das kann ihnen helfen, die belastenden Erfahrungen zu überwinden.


„Viele der Instrumente, die Regierungen zur Verfügung stehen, sind heute auch Organisationen der Zivilgesellschaft zugänglich“

## Terry Newman

Interviewt am 25.03.2024



© Terry Newman

Geburtsjahr	1981
Geburtsort	London
Wohnort	Tel Aviv
Beruf	Inhaber einer Investmentfirma
Zivilgesellschaftliches Engagement nach dem 7. Oktober	Mitbegründer der Protest- und Hilfsorganisation „Brothers and Sisters for Israel“
	
	Projektwebseite der „Brothers and Sisters for Israel“, <a href="http://www.brothersandsistersforisrael.org">www.brothersandsistersforisrael.org</a>



## 1. Zur Person

Ich wurde 1981 in London geboren. Dort bin ich auch aufgewachsen. Schon im Kindesalter hatte ich den Wunsch, nach Israel auszuwandern. Im Laufe der Zeit hielt ich mich mehrmals in Israel auf, zum Teil für länger. Ein Jahr lang studierte ich an einer israelischen ➤ Jeschiwa.

Von 2000 bis 2004 habe ich in Oxford studiert und meinen Bachelorabschluss in Orientalistik und Nahoststudien erlangt. Während meines Studiums machte ich auch ein Praktikum bei der Deutschen Bank.

Anschließend arbeitete ich im britischen Parlament als Stabschef eines Abgeordneten, der sich intensiv mit dem Nahen Osten beschäftigte. Einer meiner wichtigsten Arbeitsbereiche war muslimisch-jüdische Solidarität. Dabei ging es um internationalen Zusammenhalt und gegenseitigen Schutz bei Angriffen auf diese beiden Bevölkerungsgruppen.

2005 lebte ich ein Jahr in Ägypten. 2006 zog ich nach Israel, wo ich seitdem lebe. Ich bin verheiratet und habe vier Kinder. Wir leben in Tel Aviv.

2007 habe ich einen verkürzten Armeedienst bei der Rettungs- und Bergungseinheit geleistet. Da ich ohne meine Eltern eingewandert war, galt ich als „Lone Soldier“. Bis heute bin ich aktiver Reservist der israelischen Streitkräfte.

### ➤ Lone Soldiers

Soldatinnen und Soldaten, die keine Familie haben, ohne Familie eingewandert sind oder von ihren Familien keine Unterstützung erfahren, werden auf Hebräisch als „Chajalim Bodedim“ (wörtlich: „vereinzelte Soldaten“ oder „einsame Soldaten“) bezeichnet. Auf Englisch hat sich die Bezeichnung „Lone Soldiers“ eingebürgert. Im Gegensatz zu anderen Armeeingehörigen sind „Lone Soldiers“ außerhalb des Stützpunktes auf sich selbst gestellt. Das kann zur Vereinsamung führen, betrifft aber auch scheinbar einfache alltägliche Anliegen wie Verpflegung oder Wäschemachen. Viele dieser Soldatinnen und Soldaten werden zivilgesellschaftlich betreut, beispielsweise durch Familien, die ihnen ein Zuhause bieten. Eine Organisation, die sie unterstützt, ist das Lone Soldier Center, das ihnen unter anderem Lebensmittel, Ausrüstung, Beratung, Veranstaltungen und ➤ Schabbat-Mahlzeiten bietet. Nach Angaben des Zentrums dienen in den israelischen Streitkräften circa 7 000 „Lone Soldiers“. Rund 45 Prozent von ihnen sind immigriert.

2019 schloss ich mein Masterstudium an der Universität Tel Aviv in Sicherheitsstudien und Diplomatie ab. Später arbeitete ich bei der Managementberatungsfirma McKinsey. Danach gründete ich mein eigenes, auf den Bau von Krankenhäusern spezialisiertes Unternehmen, und ich bin Inhaber einer Investmentgesellschaft.

Parallel zu meiner Arbeit habe ich mich immer auch in der Zivilgesellschaft engagiert. Durch meine Arbeit im britischen Parlament ist mir klar geworden, dass Geschäftsleute die Politik langfristig beeinflussen können. Im öffentlichen Sektor sehe ich viele Schwächen. Dort sitzen zu viele Menschen, die weder eine Vision haben, noch Pläne umsetzen können. Deshalb ist es wichtig, dass die Wirtschaft sich gesellschaftlich engagiert.

## 2. Das zivilgesellschaftliche Engagement nach dem Massaker

Bevor ich über mein zivilgesellschaftliches Engagement nach dem 7. Oktober spreche, möchte ich auf das Geschehen in Israel im Jahr 2023 eingehen. Der israelischen Gesellschaft stellt sich eine grundsätzliche Herausforderung: Der Staat Israel wurde als eine Demokratie ins Leben gerufen, doch stammen die meisten Einwandernden aus Ländern ohne demokratische Tradition. Israel hat keine Verfassung und es hat nur ein Einkammerparlament. Es gehört zudem keinem demokratischen Staatenblock wie etwa der EU an. Diese und andere Faktoren führen dazu, dass die israelische Demokratie fragil ist.

Nach den Parlamentswahlen vom November 2022 trat eine rechtsgerichtete Regierung unter Benjamin Netanjahu ihr Amt an. Sie initiierte sofort gesetzgeberische Maßnahmen zur Schwächung der Judikative, um die Macht der Exekutive auf undemokratische Weise auszubauen. Im Grunde genommen wollte die Regierung einen Staatsstreich durchführen, um sich der Kontrolle durch die Justiz zu entziehen.

Dieser Umsturzversuch brachte hunderttausende Menschen auf die Straße. Es gab massive Proteste gegen die Regierung. Viele der Demonstrierenden bilden das Rückgrat der israelischen Wirtschaft. Zwischen drei und vier Prozent der israelischen Gesamtbevölkerung protestierten jedes Wochenende – und auch unter der Woche. Diese langanhaltende Selbstmobilisierung der israelischen Zivilgesellschaft ist weltweit ein einzigartiges Phänomen.

Die größte und wichtigste Organisation, die in diesen Monaten die Demonstrationen mitorganisierte, war „Brothers and Sisters for Israel“. Sie besteht aus

Reservistinnen und Reservisten der israelischen Armee. Diese Menschen sind integraler Teil der Gesellschaft, die sie mitgestalten und gegen den Angriff einer demokratiefeindlichen Regierung schützen wollen. Wir kämpfen für eine jüdisch-demokratische, liberale Gesellschaft. Wir teilen die Werte der westlichen Demokratien, zu denen die rechtsstaatliche Gewaltenteilung gehört. In Bezug auf militärische Konflikte sehen wir das Völkerrecht als verbindlich an.

Unsere Organisation hat Menschen aus allen Gruppen der israelischen Gesellschaft zusammengebracht. Durch unsere militärische Erfahrung und unser berufliches Management-Know-how haben wir es hervorragend verstanden, uns zu organisieren. Wir sind keine politische Partei und haben auch keine offizielle Mitgliedschaft. Dennoch wissen wir, dass hunderttausende Israelinnen und Israelis an unseren Aktivitäten teilnehmen. Wir haben auch Kooperationen mit anderen Nichtregierungsorganisationen, zum Beispiel Frauenrechtsorganisationen, initiiert. Der Hochtechnologiesektor, eine der wichtigsten treibenden Kräfte der israelischen Wirtschaft und Gesellschaft, stand ebenfalls hinter uns.

Dann überfielen Terroristen am 7. Oktober den Süden Israels. Diese Invasion stellte für „Brothers and Sisters for Israel“ einen Wendepunkt dar. Da wir organisatorisch bereits gut aufgestellt waren, setzten wir unsere Ressourcen sofort ein, um den Überlebenden des Hamas-Massakers zu helfen.

Mir fiel dabei als Hauptaufgabe der Ausbau unserer internationalen Beziehungen zu. Mir war klar, dass Israel unbedingt ausländische Verbündete sowie Freundinnen und Freunde mobilisieren musste. Dabei war es beispielsweise wichtig, dem US-Außenminister bei seinen Israel-Besuchen zu zeigen, wie mobilisiert und organisiert die israelische Zivilgesellschaft war. Weitere Schwerpunkte waren und sind der Kontakt zu internationalen Medien, zu Spenderinnen und Spendern und zu freiwilligen Helferinnen und Helfern aus dem Ausland.

Nach dem 7. Oktober beschloss „Brothers and Sisters for Israel“, den Kampf gegen die Entmachtung der Justiz vorerst zurückzustellen, denn uns war klar, dass der durch den Überfall der Hamas ausgelöste Konflikt für Israel eine existenzielle Bedrohung darstellte. Bevor man um die Unabhängigkeit der Justiz kämpft, muss zuerst die Existenz Israels gewährleistet werden. Wir formulierten unverzüglich drei zentrale Arbeitsschwerpunkte. Unser erstes Ziel war es, die Armee beim Besiegen der Hamas und anderer Feinde Israels zu unterstützen. Israel war von einer brutalen dschihadistischen Terrororganisation angegriffen worden. Die Hamas schlachtete Frauen, Kinder und Männer ab, verbrannte Babys bei lebendigem Leib. Die Angreifer vergewaltigten, plünderten – und

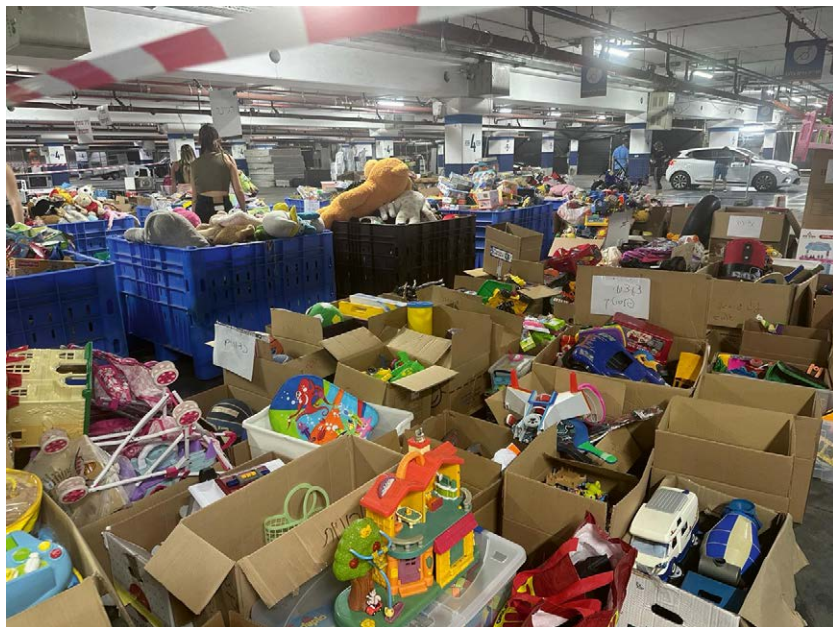
filmten ihre eigenen Verbrechen. Bis heute wird ein Teil dieses Filmmaterials nicht veröffentlicht, weil die Angehörigen der Opfer es nicht gestatten.

Es ist hinzuzufügen, dass nicht nur Hamas-Mitglieder diese Verbrechen verübt haben, sondern auch zahlreiche Palästinenser aus der allgemeinen Bevölkerung. Im Nachhinein stellte sich heraus, dass viele in Israel Beschäftigte aus dem Gazastreifen in Vorbereitung des Überfalls Informationen für die Hamas gesammelt hatten. Aus all diesen Gründen sahen wir es als unsere erste Aufgabe an, den Israelinnen und Israelis ihr Gefühl der Sicherheit wiederzugeben. Wir wollten sicherstellen, dass die Armee diesen Krieg gewinnen würde. Wir halfen vom ersten Tag an. Da die Invasion an einem > Schabbat stattfand, an dem der öffentliche Verkehr ruhte, brachten wir über 8 000 Reservistinnen und Reservisten in den Süden.

Wir retteten auch Menschen in den überfallenen Ortschaften. Wir holten sie aus ihren Häusern und Verstecken heraus und brachten sie in Sicherheit.

Wir halfen der Armee bei der Identifizierung von vermissten Personen aus den Kibbuzim und von Teilnehmenden des Nova-Festivals. Dafür setzten wir modernste Technologie ein. Viele der entführten Israelinnen und Israelis hatten Kameras in ihren Häusern. Als die Terroristen ihre Geiseln in den Gazastreifen verschleppten, stülpten sie ihnen Kapuzen über die Köpfe, damit sie nicht erkennbar waren. Mithilfe Künstlicher Intelligenz konnten spätere Aufnahmen der Hamas mit diesen Fotos jedoch abgeglichen werden. Auf diese Weise wurde die Identität vieler israelischer Geiseln festgestellt. Hunderte unserer Freiwilligen arbeiteten rund um die Uhr an diesem Projekt.

Unser zweites Anliegen war die Versorgung israelischer Zivilistinnen und Zivilisten. Etwa 200 000 Israelinnen und Israelis aus dem Süden und Norden mussten wegen der Kriegssituation in andere Landesteile evakuiert werden. Das waren etwa zwei Prozent der Bevölkerung. Bis heute konnten 125 000 dieser Menschen nicht in ihre Häuser zurückkehren. Wir fanden für viele Evakuierte Unterkünfte und versorgten sie mit Essen. Wir haben hunderttausende Mahlzeiten für sie gespendet. Wir haben provisorische Schulen und Kindergärten für sie errichtet. Unsere Organisation hat auch Tausende von Haustieren, vorwiegend Hunde und Katzen, gerettet und sie zu ihren Besitzerinnen und Besitzern gebracht. Diese Zusammenführung von Tier und Mensch hat therapeutische Wirkung. Doch bis es soweit war, mussten wir uns selbst um die Vierbeiner kümmern. Deshalb eröffneten wir ein provisorisches Tierschutzheim, in dem sie untergebracht und versorgt wurden.



Freiwillige von „Brothers and Sisters for Israel“ beim Sammeln von Spenden für Binnenflüchtlinge.  
Foto: privat

Zudem halfen Ehrenamtliche von „Brothers and Sisters for Israel“ in der Landwirtschaft aus, denn auch viele der in diesem Sektor beschäftigten ausländischen Arbeitskräfte waren ermordet oder entführt worden, woraufhin weitere Tausende aus Israel flohen. Wie also sollte die Ernte eingebracht werden? Wir mobilisierten Zehntausende von Freiwilligen, um sicherzustellen, dass Obst und Gemüse nicht verderb.

Auch in der Industrie sprangen wir ein, um den vor allem durch die Einberufung von Reservistinnen und Reservisten entstandenen Personalmangel zu lindern. Wir sprangen in Fabriken ein, die unter Personalmangel litten. Viele ihrer Angestellten kämpften in der Armee, die ausländischen Arbeitskräfte hatten Israel verlassen. In diesem Fall mussten wir sicherstellen, dass die Helfenden stets am selben Arbeitsplatz eingesetzt wurden, damit sie sich einarbeiten konnten. Pro Betrieb entsandten wir zwischen 10 und 50 Freiwillige, die monatelang dort arbeiteten.

Unsere dritte und nicht weniger vordringliche Aufgabe war und ist es, den Zusammenhalt und die Solidarität der israelischen Gesellschaft nachhaltig zu

stärken. Der Staat Israel wurde gegründet, um eine vorbildliche Gesellschaft zu sein. Im Sinne des Propheten Jesaja wurde er als eine vorbildliche Gesellschaft konzipiert, als „ein Licht für die Völker“. Das sehe ich immer noch als unseren Auftrag an. Wir sind ein kleines Land, doch Helfen ist ein Teil des israelischen Ethos. Dazu gehört für mich auch die Hilfe, die Israel immer wieder bei Katastrophen in anderen Ländern leistet, sowie die Unterstützung, die es vielen afrikanischen Staaten bei der Modernisierung ihrer Landwirtschaft gewährt.

Als Organisation beschäftigt uns die Frage: „Wie können wir Israel wieder im Sinne des Propheten Jesaja zu einem Licht für die Völker machen? Wie können wir die israelische Gesellschaft wieder zusammenführen?“ Denn nur, wenn diese beiden Ziele erreicht sind, können wir die Hamas nachhaltig besiegen. Um unser Ziel der moralischen Stärkung der israelischen Gesellschaft zu erreichen, versuchen wir, politische Differenzen zu überwinden. Deshalb führen wir Workshops durch, auch und gerade in den Städten an der Grenze zum Gazastreifen, die traditionell rechtsgerichtet sind und die jetzige Regierung unterstützen. Wir versuchen, sozial benachteiligte periphere Regionen in den Mainstream zu integrieren um ihnen Chancengleichheit zu ermöglichen.

Dafür haben wir zwei Wege eingeschlagen: Einerseits fördern wir Kinder und Jugendliche aus diesen Regionen, um ihnen die Chance zu geben, in High-techfirmen zu arbeiten. Wir gehen noch einen Schritt weiter: Wir versuchen, große Unternehmen in die Peripherie zu bringen. Gleichzeitig kümmern wir uns um die Stärkung von Gemeinschaften und fokussieren auf Bildung und Wirtschaftsentwicklung. Wir unterstützen auch Unternehmen, die in sozial benachteiligten Gebieten angesiedelt sind. Zum Beispiel organisieren wir für sie Mentorinnen und Mentoren und geben ihnen günstige Kredite. All diese Schritte halten wir für erforderlich, um Israel wieder auf die Beine zu stellen. Es genügt nicht, unsere Feinde zu besiegen. Ohne Zusammenhalt wäre alles Zeitverschwendung.

### **3. Persönliche Motivation und gesellschaftliche Ziele**

Die drei oben genannten Ziele haben wir noch nicht erreicht, wir stehen erst am Anfang eines langfristigen Prozesses. Die israelische Gesellschaft ist dynamisch, sie entwickelt sich stets weiter. Die Reaktion der Armee auf den Überfall der Hamas und das Massaker verzögerte sich zwar, doch sind die Streitkräfte inzwischen wieder funktional. Deshalb fokussieren wir jetzt auf die Zivilgesellschaft. Sobald der Staat sich in dem einen oder anderen Bereich als

funktionsfähig erweist, ziehen wir uns aus diesem Bereich zurück. Die Aufgabe, Israels wunde Seele wieder zu heilen und eine vorbildliche Gesellschaft zu werden, wird nie abgeschlossen sein. In diesem Kontext ist uns Inspiration durch westliche Demokratien im Allgemeinen und die deutsche im Besonderen sehr wichtig. Hierbei geht es auch um den Austausch von Best Practices zivilgesellschaftlicher Modelle.

Unsere Organisation hat sich inzwischen in zwei Bereiche aufgeteilt: einen politischen, der sich durchaus zu Entscheidungen der Regierung äußern wird, zum Beispiel zur Verteilung der Mittel aus dem Staatshaushalt. Die Proteste gegen die undemokratisch gesinnte Regierung werden wieder aufgenommen. Die Herausforderung, die sich uns jetzt stellt, lautet, eine von der politischen Führung angestrebte Rückkehr zur gesellschaftlichen Spaltung zu verhindern, wie sie vor dem 7. Oktober bestand. Die gegenwärtige Regierung versucht allerdings nach wie vor, die demokratischen Spielregeln im Staat Israel zu zerstören. Das müssen wir mit aller Kraft verhindern.

Der andere Teil der Organisation nennt sich „Civilian Operations Room“ oder „Brothers and Sisters for Israel“ und ist die zivilgesellschaftliche Abteilung mit den drei Zielen Bildung, Gemeinschaft und Wirtschaftsentwicklung. Dieser Bereich wird sich zur größten zivilen Hilfsorganisation Israels entwickeln und wird noch Jahrzehnte lang bestehen. Er ist unpolitisch und hat die Aufgabe, Israel wieder zu vereinen.

Meine persönliche Motivation? Ich bin Vater von vier Kindern. Ich möchte, dass die Welt, in der sie aufwachsen, eine bessere ist als die, in die ich geboren wurde – auch wenn ich persönlich das Privileg einer hervorragenden Bildung hatte. Einen Beitrag zur israelischen Gesellschaft zu leisten, sehe ich gleichzeitig als Pflicht und als Recht an. Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um die Existenz Israels als eines jüdischen, liberalen und demokratischen Staates zu sichern.

#### **4. Welche Ressourcen bringst du für das Engagement mit?**

Viele der Instrumente, die Regierungen zur Verfügung stehen, sind heute auch Organisationen der Zivilgesellschaft zugänglich. Diesen Vorteil sollte man nutzen, und genau das haben wir getan.

Der Erfolg unserer Organisation beruht auf einem „magischen Dreieck“. Erstens wissen wir, wie man große Zahlen hochmotivierter Freiwilliger rekrutieren kann. Zweitens sind flache Hierarchien ein zentraler Aspekt unserer Arbeit. Die

Freiwilligen übernehmen die Verantwortung für ein Projekt und führen es durch. Der dritte Aspekt ist der Einsatz von Technologie und die Nutzung sozialer Medien. Diese drei Faktoren ermöglichten es uns, oft schneller zu reagieren als staatliche Institutionen. Persönlich habe ich das große Glück, dass meine Frau und meine Kinder mich unterstützen. Meine Familie hält mir den Rücken frei. Darüber hinaus bin ich ein sehr hartnäckiger Mensch. Wenn ich mir eine Idee in den Kopf gesetzt habe, lasse ich nicht locker. Dabei versuche ich, meine Ziele durch Win-Win-Situationen zu erreichen, obwohl ich bei Bedarf nicht konfliktscheu bin. Damit meine ich, dass beide Seiten von ihrem Engagement profitieren sollen.

## **5. Was hat dein Engagement dir persönlich gebracht?**

Es hat mir gezeigt, dass jede noch so schlimme Krise auch einen Hoffnungsschimmer in sich birgt. Der Silberstreif am Horizont des 7. Oktober ist die Selbstmobilisierung der israelischen Zivilgesellschaft. Soviel ich weiß, hat es in der Weltgeschichte noch nie eine so massive und lang anhaltende Mobilisierung der Zivilgesellschaft gegeben. Es bereitet mir Genugtuung, dass die Zivilgesellschaft durch ihr rasches Eingreifen das Versagen der Regierung wenigstens zum Teil kompensieren konnte. Das ist ein großer Erfolg, und ich empfinde es als eine Ehre, daran teilzuhaben.

## **6. Was würdest du Menschen in Deutschland raten, die in ihrem eigenen Umfeld Initiative ergreifen möchten?**

Menschen sind unterschiedlich. Daher fällt es mir sehr schwer, Tipps für zivilgesellschaftliches Engagement zu geben. Jede und jeder geht an ein gesellschaftliches Thema von einem anderen Standpunkt heran.

Ich glaube, dass es wichtig ist, ein zupackendes Team auf die Beine zu stellen, das ein gemeinsames Ziel verfolgt. Gleichzeitig muss man akzeptieren, dass Menschen in ihren unterschiedlichen Lebensphasen unterschiedliche Prioritäten setzen. Es gilt zu respektieren, wenn der Beitrag von Mensch zu Mensch unterschiedlich ist.

Ich hege große Bewunderung für Deutschland. Es hat sich sehr mutig mit seiner Vergangenheit auseinandergesetzt. Viele Deutsche lehnen nationale Symbole ab. In Israel hingegen ist man sehr stolz auf die Leistung des Staates, und die große Mehrheit der Israelinnen und Israelis ist patriotisch. Ich glaube, dass man sein Land lieben muss, um zu versuchen, die Gesellschaft zu verbessern.



Mit Patriotismus meine ich in keiner Weise Nationalismus. Deshalb haben wir auch in Israel die Verpflichtung, denjenigen Einhalt zu gebieten, die die Verbundenheit mit dem Land mit Hass auf andere Menschen gleichstellen. Patriotismus muss Raum für Inklusion haben.

Das gilt auch für Deutschland. Die Gesellschaft dort muss sich fragen, wie sie eine gesunde deutsche Identität entwickeln kann, in der es keinen Platz für Rassismus gibt. Das ist eine große Herausforderung, die sich allen, aber ganz besonders der jungen Generation stellt. Wir müssen in der Lage sein, unseren Kindern auf positive Weise zu vermitteln, wer wir sind. Wer seine eigene Identität nicht kennt und klar definiert, kann anderen keinen Raum geben. Deshalb sollten sich Deutsche die Frage stellen: „Wofür stehe ich?“ Diese Frage sollte mit positiven Botschaften und Projekten beantwortet werden.

# „Unsere Therapierenden wurden auch zu Fallmanagern für die beduinischen Familien“

## Jamal Alkirnawi

Interview am 01.04.2024



Foto: privat

<b>Geburtsjahr</b>	1979
<b>Geburtsort</b>	Rahat
<b>Wohnort</b>	Rahat
<b>Beruf</b>	Leiter der Nichtregierungsorganisation „A New Dawn in the Negev“
	 Webseite von „A New Dawn in the Negev“, <a href="http://www.anewdawninthegev.org">www.anewdawninthegev.org</a> (englisch- sprachig)
<b>Zivilgesellschaftliches Engagement nach dem 7. Oktober</b>	Errichtung einer mobilen Notzentrale zur Unterstützung von Familien aus der beduinischen Bevölkerung

## 1. Zur Person

Ich wurde 1979 in Rahat als Sohn beduinischer Eltern geboren. Rahat ist die größte beduinische Stadt Israels und hat ungefähr 80 000 Einwohnerinnen und Einwohner. Dort bin ich auch zur Schule gegangen.

1998 habe ich nach dem Abitur ein freiwilliges soziales Jahr in einer jüdisch-arabischen Kommune der Jugendorganisation „Reut-Sadaka“ geleistet. Anschließend studierte ich Organisationsmanagement an der Ben-Gurion-Universität in Be'er Schewa. Dann habe ich in Kanada einen Masterabschluss in Sozialarbeit gemacht. 2006 kehrte ich nach Rahat zurück, wo ich seitdem lebe.

Dann arbeitete ich an der Ben-Gurion-Universität als akademischer Berater für arabische Studierende. Das war eine wichtige Aufgabe, denn insbesondere die jungen > Beduinnen und Beduinen, die im Alter von 18 Jahren an die Universität kommen, erleiden dort einen Kulturschock. Viele von ihnen haben nie zuvor jüdische Menschen getroffen. Strukturiertes Lernen haben sie nicht verinnerlicht. Sie wissen aber auch nicht, wie sie um Hilfe bitten sollen. Das frustriert sie selbst ebenso wie ihre Dozentinnen und Dozenten und führt zu sozialer Segregation. Deshalb versuchte ich, Brücken zwischen ihnen und der Hochschule zu bauen.

Die Integration der beduinischen Bevölkerung in Israel bildet den Schwerpunkt meiner Arbeit und ist mir eine Herzensangelegenheit. Daher gründete ich 2009 in Rahat die arabisch-jüdische Organisation „A New Dawn in the Negev“, deren Projekte bessere Integration zum Ziel haben und die von mir geleitet wird. Unser Team besteht aus sieben festen Mitarbeitenden und ungefähr 50 Ehrenamtlichen. Es hat sich die Chancengleichheit für die beduinische Community auf die Fahnen geschrieben. Wir fokussieren uns auf Bildung, Leadership und auf den Arbeitsmarkt. Zudem arbeiten wir mit gefährdeten Jugendlichen, um sie vor dem Absturz in die Kriminalität zu bewahren. Unser Ansatz ist es, die marginalisierte, konservative und in sich geschlossene beduinische Gesellschaft mit der jüdischen Gesellschaft in Verbindung zu bringen. Nur dieser Ansatz kann sozialen Wandel und Integration bewirken.

Parallel dazu arbeite ich als Sozialarbeiter in einer Krankenkasse und spezialisiere mich auf psychologische Beratung der beduinischen Bevölkerung. Auch in diesem Rahmen ist es mein Ziel, insbesondere jungen Menschen Frustrationen und Leid zu ersparen.

Mein sozialer Aktivismus begann in meiner Jugend und ist seitdem nie abgerissen. Im Mittelpunkt meines Engagements stand dabei immer die beduinische

Gesellschaft. Von jeher wollte ich der Bevölkerungsgruppe, aus der ich komme, Gehör verschaffen.

Im Alter von 16 Jahren gründete ich Rahats erste Schülervertretung. Später habe ich sie in die landesweite israelische Schülervertretung integriert. Ich ließ mich davon trotz des Widerstands meiner Eltern und des Schuldirektors nicht abbringen. Dieser Wendepunkt in meinem Leben brachte mich mit der jüdisch-israelischen Gesellschaft in Kontakt und erweiterte meinen Horizont. Durch meinen Aktivismus in der jüdisch-arabischen Kommune und in mehreren Jugendbewegungen verstand ich die Problematik der Beziehungen zwischen Mehrheit und Minderheit in der israelischen Gesellschaft. Das Jahr in der Kommune „Reut-Sadaka“ hat meine Überzeugung gefestigt, dass Jugendliche einen wichtigen positiven Beitrag zur Entwicklung der Gesellschaft leisten können und müssen.

Als der israelische Premierminister Jitzchak Rabin 1995 von einem jüdischen Rechtsextremisten ermordet wurde, trauerten viele junge Menschen auf dem Platz, auf dem das Attentat stattgefunden hatte. Ich war einer dieser Teenager. Die gemeinsame Trauer schuf Zusammenhalt.

Als Student fuhr ich mit einer Delegation in das ehemalige Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz und nahm am ▶ „March of the Living“ teil. Dadurch habe ich verstanden, wie wichtig es ist, die Geschichte nicht zu vergessen. Den Schrecken des ▶ Holocaust kann man aus dem Geschichtsunterricht allein nicht verstehen.

Diese Erfahrungen waren für mich persönlich wichtig. Zugleich waren sie für meinen späteren beruflichen und zivilgesellschaftlichen Werdegang richtungweisend.

## **2. Das zivilgesellschaftliche Engagement nach dem Massaker**

Das Massaker vom 7. Oktober sehe ich als den schrecklichsten und schwersten Tag im Staat Israel an. Der Überfall hat mich wie alle Israelinnen und Israelis traumatisiert. Als morgens die Raketenalarmsirenen ertönten, flüchtete ich in den Luftschutzraum. Von dort versuchte ich, eine Verbindung zu meinen jüdischen Freunden in den Kibbuzim an der Grenze zum Gazastreifen herzustellen. Viele konnte ich nicht erreichen. Wie ich später erfuhr, waren mehrere von ihnen ermordet oder schwer verwundet worden. Damit bestätigten sich meine schlimmsten Befürchtungen.

Am Tag nach dem Überfall war ich nicht imstande zu arbeiten. Ich raffte mich aber auf, die Angehörigen der Opfer zu besuchen. Ich ging in alle beduinischen Dörfer, sowohl die vom Staat Israel anerkannten als auch diejenigen, die keine offizielle Anerkennung erhalten haben.

#### ► Nicht anerkannte beduinische Ortschaften im Negev

Ein großer Teil der schätzungsweise 300 000 ► Beduinen und Beduinen in der israelischen ► Negev-Wüste sind in Ortschaften zu Hause, die im Lauf mehrerer Jahrzehnte ohne behördliche Genehmigung errichtet wurden. Staatliche Stellen betrachten diese Kommunen als illegal und errichten in ihnen unter anderem keine Infrastruktur. Während die Behörden sich auf geltendes israelisches Recht berufen und eine Anerkennung beduinischer Bodeneigentumsansprüche ablehnen, führen Beduinen und Beduinen ihre Ansprüche auf historische Besitzverhältnisse zurück. Zudem sind viele Beduinen und Beduinen nicht zur Verstärkung bereit und lehnen den Umzug in vom Staat errichtete beduinische Städte ab. Das schnelle Wachstum der beduinischen Bevölkerung lässt die Zahl der beduinischen Bürgerinnen und Bürger, die in den nicht anerkannten Ortschaften unter unregulierten Verhältnissen leben, schnell steigen.

Aus den Gesprächen mit den Menschen vor Ort wollte ich erfahren, welche Hilfsmaßnahmen in dieser akuten Notlage erforderlich waren. Ich verstand, dass Hilfe bei der Bewältigung des seelischen Drucks und der Angst die vorrangigste Aufgabe war. Dabei gab es sehr spezifische Aspekte, beispielsweise, wie sich die Menschen bei Raketenalarm verhalten sollten, denn in den beduinischen Ortschaften gibt es kaum Schutzräume.

Nach drei Tagen kehrte ich ins Büro zurück. Ich war rund um die Uhr im Einsatz. Mein Arbeitstag begann um acht Uhr morgens und endete um zwei Uhr in der Nacht. Die schrecklichen Berichte von dem Massaker überfluteten uns. Wir mussten denjenigen helfen, die sich zwar retten konnten, das Blutbad aber miterlebt hatten. Wir eröffneten eine Notzentrale für die beduinischen Opfer und Betroffenen. Wir konnten jedoch nicht abwarten, bis die Menschen zu uns kamen, denn viele hatten dazu keine Kraft. Ich initiierte eine Datenbank mit den Namen der Betroffenen. Als diese fertig war, rekrutierte ich Freiwillige, und innerhalb von kürzester Zeit begannen wir mit Hausbesuchen.

Die staatlichen Sozialdienste funktionierten nach dem Massaker in den beduinischen Dörfern nicht. Deshalb leisteten wir psychosoziale Hilfe vor Ort und halfen gleichzeitig bei praktischen Dingen wie Versorgung mit Essen. 200 arabische und jüdische Freiwillige unterstützten uns. Es waren Therapierende sowie Pädagoginnen und Pädagogen. Sie kamen einfach auf uns zu und fragten: „Wie kann ich helfen?“ In dieser schrecklichen Situation waren sie auf der Suche nach sinnstiftendem Handeln. Niemand wollte zu Hause sitzen und die schrecklichen Nachrichten hören. Wir reagierten rasch auf die Gegebenheiten vor Ort. Wir wurden mit Situationen konfrontiert, die wir bislang so nicht erlebt hatten. Dadurch passten wir das Projekt laufend an die Realität an.

Ich begriff, dass die Therapierenden nicht nur psychosoziale Hilfe leisten, sondern auch die Rolle eines Fallmanagers übernehmen mussten. Damit meine ich, dass sie die Familien auch bei alltäglichen Problemen betreuten, zum Beispiel durch Begleitung zu psychiatrischer Betreuung, Hilfe bei der Beantragung finanzieller Unterstützung und bei anderen bürokratischen Hürden. Jede



Jamal Alkirkawi (stehend) und sein Team bei einer Besprechung. Foto: privat

Therapeutin beziehungsweise jeder Therapeut nahm sich einer Familie an und unterstützte sie bei der Bewältigung ihrer seelischen und praktischen Probleme.

Dieses aus der akuten Notlage heraus entwickelte Modell ist einzigartig. Im Unterschied zu anderen Helfenden haben wir nicht nur einmalige Hilfe geleistet. Vielmehr ist unsere Begleitung langfristig und nachhaltig. Unser Konzept besagt, dass die Betreuenden nicht nur auf der Couch sitzen, sondern die Betroffenen aktiv vor Ort begleiten sollten. Wir helfen, wo geholfen werden muss. Die Behandlung bleibt nicht im hermetisch geschlossenen Raum, sondern erweitert sich auf die konkrete Lebensrealität. Wir kamen zu ihnen, statt darauf zu warten, dass sie zu uns kamen. Die Hilfeleistung durfte von keinen bürokratischen Hürden belastet sein. Auf diese Weise konnten wir 50 Familien und über 50 Einzelpersonen im gesamten Gebiet des > Negev erreichen.

Am Anfang arbeiteten alle Helfenden ehrenamtlich. Später stellten wir einige Therapierende ein. Das ist einer der Schritte, mit denen wir versuchen, unserem spontan entstandenen Konzept formalen Charakter zu verleihen. Dieses Konzept kristallisierte sich mit der Zeit immer klarer heraus. Jetzt konzentrieren wir uns auf Fortbildungen für die Therapierenden. Wir bereiten sie auf die Herausforderungen vor Ort vor. Zum Beispiel fällt es Angehörigen der beduinischen Gemeinschaft selbst in normalen Zeiten schwer, sich zu einer länger andauernden Therapie von mindestens 30 Stunden zu verpflichten. Diese ist aber wegen der schweren Traumata erforderlich. In den Fortbildungen gehen wir daher auch auf die Frage ein, wie man die Bereitschaft zur langfristigen Therapie stärken kann. Dieser Ansatz ist wichtig, denn wir müssen unsere Arbeit fortsetzen. Deshalb schaffen wir einen Rahmen für unser Konzept.

Dabei ist auch zu berücksichtigen, dass das Trauma an die nachfolgenden Generationen weitergegeben werden kann. Es ist unsere Aufgabe, uns auch um diese zu kümmern. Wir haben nicht den Luxus, uns zurückzulehnen und zu sagen: „Es ist halt so.“

### **3. Persönliche Motivation und gesellschaftliche Ziele**

Ich habe mich geweigert, nach dem Massaker zusammenzubrechen. Ich habe Menschen verloren, die mir nahestanden. Wir steckten immer noch mitten im Ereignis. Ich wollte aber selbst im Chaos handlungsfähig bleiben.

Es war und bleibt eine schwierige Gratwanderung. Einerseits kann man das Trauma nicht verarbeiten, wenn man sich sofort ins Handeln stürzt. Andererseits ist Helfen sinnstiftend. Meine Ziele nach dem 7. Oktober sind

nicht mehr dieselben wie am Tag davor. Die Situation ändert sich laufend, dadurch ändern sich sowohl meine persönlichen Ziele als auch die der Organisation ständig. Flexibilität und situative Wendigkeit sind für sinnvolle Hilfe unerlässlich.

Ich will so viel wie möglich erreichen und präsent sein, und zwar gerade für Menschen, die sich in dieser für alle schrecklichen Lage in einer besonders marginalisierten Situation befinden.

#### **4. Welche Ressourcen bringst du für das Engagement mit?**

Meine Leidenschaft für soziales Engagement hat mir sehr geholfen, schnell auf die Auswirkungen des Massakers zu reagieren. Durch meine vielfältigen zivilgesellschaftlichen Aktivitäten kenne ich die israelische Gesellschaft gut und kann Synergien zwischen den unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen schaffen.

Mir hilft dabei, dass ich mich schon in meiner Jugend für andere Lebenswelten geöffnet habe. Ich habe verstanden, dass die Welt voller Chancen ist, die man nutzen sollte. Dafür muss man aber über sein eigenes Umfeld hinausgehen. Ich traute mich, mobil zu sein. Das hat mir sehr viele Dinge ermöglicht. Ich konnte mir Wissen und Fähigkeiten aneignen, mit denen ich in meine eigene Gemeinschaft zurückkehren und ihr helfen konnte.

Das gemeinsame Handeln mit anderen in der Krisensituation hat meine Resilienz gestärkt, es wurde zu meinem inneren Anker. Das mag banal klingen, aber ich wollte das Licht sein, das den Weg beleuchtet. Ich möchte mit aller Kraft verhindern, dass dieser Zusammenhalt geschwächt wird. Die Solidarität zwischen jüdischen und arabischen Menschen möchte ich für die Zukunft mitnehmen. Die Situation hat uns allen gezeigt, dass wir im selben Boot sitzen. Deswegen werde ich auch in Zukunft verstärkt versuchen zu helfen. Die Auswirkungen des 7. Oktober auf die beduinische Community haben mich in dem Kampf um Chancengleichheit bestärkt.

#### **5. Was hat dein Engagement dir persönlich gebracht?**

Es hat mir ermöglicht, selbstbestimmt zu bleiben. Es hat mich auch davor bewahrt, nach dem 7. Oktober in ein schwarzes Loch zu fallen.

Die in der Katastrophe entstandene Solidarität gibt mir auch heute Kraft. Mein Engagement hat mich zudem in der Einsicht bestärkt, dass zivilgesellschaftliche



Organisationen neue Wege beschreiten können, die anderen nicht offen sind. Es hat mich mit Stolz erfüllt, dass wir Menschen erreichen konnten, die der Staat vergessen hat.

## **6. Was würdest du Menschen in Deutschland raten, die in ihrem eigenen Umfeld Initiative ergreifen möchten?**

Auch in Deutschland mangelt es nicht an Problemen. Jeder Mensch sollte auf soziale Entwicklungen in seinem Umfeld reagieren. Passivität und Schweigen sind keine Optionen. Wir sollten uns immer engagieren. Jede und jeder sollte es sich als Ziel setzen, die Fackel zu halten, die den Menschen den Weg beleuchtet. Wenn wir zum Beispiel in unserem Umfeld Radikalisierung und Exklusion von Minderheiten bemerken, müssen wir die Stimme erheben. Manchmal genügt es, einfach zu sagen: „Entschuldigung, aber das ist nicht wahr.“

Nur wenn wir unsere Stimme erheben, können wir unsere Gesellschaft beeinflussen. Dafür muss man nicht immer in großen Maßstäben denken. Manchmal erreichen wir nicht die großen Ziele, von denen wir träumen. Es ist jedoch meine feste Überzeugung, dass jeder Mensch seinen Einfluss geltend machen kann.

# „Tue Gutes, du wirst es mit Zinsen zurückbekommen“

## Avner Stepak

Interview am 04.05.2024



Foto: privat

Geburtsjahr	1974
Geburtsort	Ramat Gan
Wohnort	Moschaw Sde Warburg
Beruf	Investmentmanager
Zivilgesellschaftliches Engagement nach dem 7. Oktober	Logistische Hilfe für Betroffene in den Kriegsgebieten im Norden und Süden Israels

## 1. Zur Person

Ich wurde 1974 in Ramat Gan geboren, einer verschlafenen Stadt bei Tel Aviv. Heute lebe ich mit meiner Frau und meinen drei Kindern in Sde Warburg, einem Moschaw bei Kfar Saba.

Mein Vater war Lehrer für Geschichte und politische Bildung. Meine Mutter arbeitete bei einer Bank. Als ich sechs Jahre alt war, vollzog mein Vater einen radikalen Berufswechsel: Er gründete eine damals noch kleine Vermögensverwaltungsfirma namens Meitav.

Schon während meiner Schulzeit habe ich bei meinem Vater mitgearbeitet. Im Alter von zwölf Jahren begann ich, an der Börse zu investieren. Lächerlich kleine Geldsummen natürlich, nur zum Üben und Lernen. Ich war in dem Geschäft aktiver, als mein Vater es erwartet hatte. Während meiner Gymnasialzeit arbeitete ich nachmittags in der Firma. Mit 16 wollte ich unabhängig sein, daher verließ ich mein Elternhaus, obwohl ich eine sehr gute Beziehung zu meinen Eltern hatte.

Von 1993 bis 1996 leistete ich meinen Wehrdienst als Kampfsoldat bei der Artillerietruppe ab. Einen Teil dieser Zeit verbrachte ich im Libanon, den anderen in der Westbank.

Dann studierte ich Betriebswirtschaft, Kommunikation und Medien an der Universität Tel Aviv. Parallel dazu kehrte ich zu Meitav zurück und beschäftigte mich mit Kapitalmärkten. Ich konzentrierte mich auf den Ausbau der Firma, dazu gehörten Übernahmen von Unternehmen und Unternehmenszusammenschlüsse ebenso wie die Expansion in neue Geschäftsbereiche. Darüber hinaus war ich für die Personalverwaltung zuständig. Mit 32 wurde ich offiziell Geschäftsführer von Meitav.

Vier Jahre später war das Unternehmen von 20 auf 500 Mitarbeitende gewachsen. Ich beschloss, die Personalabteilung an einen professionellen Manager abzugeben. Seitdem entwickle ich die Unternehmensstrategie und lege den Schwerpunkt auf Unternehmenszusammenschlüsse. Gleichzeitig bin ich Vorsitzender der Firma und ihrer Tochtergesellschaften. Ich und meine Geschwister sind Hauptaktionäre des Unternehmens.

Meitav ist das größte Investmenthaus in Israel. Wir verwalten umgerechnet etwa 72 Milliarden Euro für rund 1,7 Millionen Israelinnen und Israelis. Wir sind ein großes Kreditunternehmen und der größte Online-Makler in Israel.

Ein anderer Bereich, den ich sehr mag, ist Mode. Ich habe auch an der Modeschule Marangoni in Mailand studiert. Bis heute bin ich an einem Mode-

unternehmen beteiligt. Wir haben eine App entwickelt, mit der Kleidungsstücke online in einer virtuellen Umkleidekabine anprobiert werden können.

Derzeit engagiere ich mich zivilgesellschaftlich bei der Gründung gemeinnütziger Organisationen, durch Vorstandstätigkeit in unterschiedlichen Vereinen sowie durch aktive Teilnahme an der Durchführung von Projekten. Vielleicht wäre es sinnvoller, wenn ich nur Geld spenden würde und Vorstandsmitglied wäre, aber im Laufe der Zeit wollte ich mich immer mehr direkt in die Projekte einbringen.

Mein erstes begann unmittelbar nach meinem Militärdienst, in der Antikriegsbewegung „Four Mothers“. Wir kämpften für den Rückzug der israelischen Armee aus dem Libanon. Eine Gruppe von vier Müttern und ungefähr 100 weiteren Mitstreitenden veränderte damals den öffentlichen Diskurs über den > Libanonkrieg.

Von 1998 bis 2000 engagierte ich mich bei der gemeinnützigen Organisation „Alon“, die sich gefährdeter Kinder und Jugendlicher in der Peripherie und in sozial schwächeren Schichten annahm. Die Idee war, den Schülerinnen und Schülern beim schulischen Lernen zu helfen. Sie erhielten Begleitung bei den Hausaufgaben und Prüfungsvorbereitung. Ich engagierte mich bei „Alon“ sowohl persönlich als auch durch Geldspenden, hatte dort aber keine leitende Funktion inne.

Die Organisation ging einige Jahre später in Konkurs. Dieser Fehlschlag war für mich eine wichtige Erfahrung, denn er hat mir viel über das Management gemeinnütziger Organisationen beigebracht. In meinen Vorträgen für Führungskräfte solcher Organisationen führe ich „Alon“ immer als Beispiel an. Diese Pro-Bono-Referate halte ich seit vielen Jahren, denn der Bildung in Finanzfragen messe ich große Bedeutung bei, für junge Menschen, für marginalisierte Gruppen – und eigentlich für alle. Fünf Jahre lang unterrichtete ich Finanzwirtschaft an mehreren Schulen, darunter an einem Gymnasium für Gehörlose.

2000 habe ich zusammen mit einem Social Entrepreneur die gemeinnützige Organisation „Midot“ gegründet. Diese fokussiert sich auf die Erhöhung der Effektivität von Social Investors und gemeinnützigen Organisationen in Israel. Die Idee war, eine gemeinnützige Organisation zu gründen, die die Effektivität und Wirkung zahlreicher anderer gemeinnütziger Organisationen in Israel bewertet. Dadurch sollten Spendende bei ihrer Entscheidungsfindung unterstützt werden. Bei „Midot“ war ich zehn Jahre involviert.

Danach gründete ich „Incorporated Business“. Diese Initiative war ein gemeinsames Projekt der Wirtschaft sowie öffentlicher und zivilgesellschaftlicher

Institutionen mit dem Ziel, Menschen mit körperlichen Behinderungen oder psychischen Krankheiten, Krebskranke und Gehörlose in den Arbeitsmarkt zu integrieren. Der Ansatz war, ihnen sinnstiftende Arbeiten zu vermitteln, zum Beispiel im Hightechsektor oder in der Finanzwirtschaft. In diese Initiative habe ich viele meiner ehemaligen Schülerinnen und Schüler integriert. Später hat die Regierung diese Organisation in Alleinverantwortung übernommen. Das Modell hat sich bewährt: Wir haben mit sieben Mitarbeitenden begonnen, jetzt sind es ungefähr 120.

Bis heute bin ich im Bereich der finanziellen Bildung für streng orthodoxe > Jeschiwa-Studenten tätig. Momentan habe ich zwar eine Pause eingelegt, aber normalerweise unterrichte ich einmal in der Woche 500 Männer. Das tue ich, um sie in die israelische Gesellschaft einzubinden. Nach einigen Stunden Unterricht führen wir immer wieder faszinierende politische Gespräche.

Zu meinen beiden Schwerpunkten im Bereich des ehrenamtlichen Engagements, nämlich der Unterstützung behinderter Menschen und der finanziellen Bildung, kommt ein dritter Aspekt: die Betreuung von Babys.

Von 2010 bis 2016 war ich bei „Or Schalom“ aktiv. „Or Schalom“ ist die größte gemeinnützige Pflegeeinrichtung in Israel. Ich war in einem Heim für Kleinkinder tätig, die ausgesetzt worden waren oder deren Eltern das Sorgerecht entzogen worden war. Sie blieben dort, bis das Gericht über ihre Zukunft entschied. Dort habe ich mich mehrere Jahre 10 bis 15 Stunden in der Woche eingebracht. Das bedeutete, den Kindern Essen zu geben, auf sie aufzupassen oder sie zum Sport zu bringen.

Nach der Betreuung von 55 Kleinkindern hörte ich auf, weil die – irgendwann unvermeidliche – Trennung von ihnen mich emotional zu sehr belastete. Dann haben meine Frau und ich ein Baby aus „Or Schalom“ bei uns aufgenommen. Interessanterweise wurden viele der Themen, für die ich mich ehrenamtlich engagiert habe, auch für mich persönlich relevant. Das gilt zum Beispiel für Krankheiten, für deren Bekämpfung ich gespendet hatte und die dann auch in meinem Umfeld auftraten.

Ein weiterer Aspekt meines zivilgesellschaftlichen Engagements ist Politik. Die politische Lage in Israel beunruhigt mich sehr, deswegen engagiere ich mich in der Arbeitspartei. Ich versuche, gute Leute an Bord zu holen. Es geht mir darum, die israelische Mitte-Links-Strömung zu retten.

Auch auf internationaler Ebene habe ich mich engagiert. 2021 sammelte ich etwa zwei Millionen Euro für die Menschen in der Ukraine. Dann fuhr ich zusammen mit einer Gruppe von Geschäftsleuten dorthin und nahm Lebensmittel

und Medikamente mit. Wir haben über 1 000 Menschen herausgeholt, die meisten gingen nach Europa, über 100 nach Israel. Die meisten von ihnen waren übrigens nicht jüdisch. Ich selbst hatte keine familiären Verbindungen zur Ukraine. Außer wenigen Angestellten im Hochtechnologiebereich kannte ich dort niemanden. Dennoch hatte ich das Gefühl, dass ich solidarisch handeln musste. Und genau das habe ich getan. Allerdings haben die schrecklichen Bilder im Kriegsgebiet mich seelisch schwer belastet und traumatisiert.

## 2. Das zivilgesellschaftliche Engagement nach dem Massaker

Als am 7. Oktober die Sirenen um 6:29 Uhr fast im ganzen Land losgingen, begriff ich nicht sofort, was passiert war. Dazu brauchte ich einige Stunden. Die Angaben zur Zahl der Ermordeten stiegen von Stunde zu Stunde. Nach meiner Erfahrung in der Ukraine ließ ich die Trauer und die Sorge nicht an mich heran. Deshalb habe ich mir auch nicht die schrecklichen Videos angesehen, die das Massaker dokumentieren. Um handeln zu können, bin ich mechanisch und taktisch vorgegangen. Ich habe mich gefragt: „Was soll ich tun? Wo kann ich sofort am effektivsten sein?“ Diese Fragen waren in dem herrschenden Chaos nicht leicht zu beantworten.

Die erste Initiative bestand in der Gründung der sogenannten „Mule Unit“. Der Name ist angelehnt an das „Zion Mule Corps“, eine jüdische Einheit, die im Ersten Weltkrieg mit den Briten gegen die osmanische Armee kämpfte. Wir waren eine Gruppe von Fahrern, die in den ersten zwei Tagen Fahrdienste zu und aus den Kriegsgebieten für Soldatinnen und Soldaten, und später auch für Zivilpersonen leisteten. Wir transportierten auch Ausrüstung, da diese zum Beispiel an der libanesischen Grenze gebraucht wurde.

In einem zweiten Schritt konzentrierte ich mich auf die Stadt Sderot unweit der Grenze zum Gazastreifen. Nachdem 35 000 Menschen von dort geflüchtet waren, wirkte sie wie eine Geisterstadt. Wir versorgten dort ältere Eingewanderte aus den GUS-Staaten, die nicht aus ihren Häusern evakuiert werden wollten. Sie waren in dieser Krisensituation verloren. Wir brachten ihnen mehrere Monate lang Lebensmittel und Medikamente. Diese mussten wir persönlich abliefern, da wegen des Krieges weder Online-Shopping noch Hauszustellung möglich war. Die Käufe finanzierten wir aus eigener Tasche. Die besonders schwierigen Fälle verwiesen wir an die zuständigen Behörden. Wir halfen auch einem Arzt, der rund um die Uhr arbeitete. Sein Haus war von einer Rakete getroffen worden und



Avner Stepak beim Räumen eines zerstörten Hauses in Sderot. Foto: privat

stand fast zwei Wochen verlassen da. Wir räumten es ebenso wie andere Häuser. Zumeist haben wir aber Menschen in Gefahr evakuiert.

Ich organisierte auch Hilfe für die Landwirtschaft. 4 500 ehrenamtliche Erntehelferinnen und -helfer führen mindestens einmal pro Woche in den Süden und in den Norden. Diese Initiative funktionierte über WhatsApp-Gruppen, die von mehreren Freiwilligen verwaltet werden. Bis heute suche ich in meinem Telefon nach Nachrichten wie: „Wer kommt morgen um 7:00 Uhr? Ich brauche einen Fahrer.“ Im Gegensatz zu den beiden ersten Projekten, die sich mit der Zeit erübrigt haben, ist diese Initiative noch aktiv.

In den ersten vier Monaten nach dem Massaker war ich drei- oder viermal in der Woche in den Kriegsgebieten im Norden und Süden des Landes unterwegs. Nicht selten habe ich 630 Kilometer am Tag zurückgelegt.

Meine nächste Initiative, die zum Zeitpunkt unseres Gesprächs [für dieses Buch] erst im Entstehen ist, betrifft die Behandlung von Traumata. Professorin Nurit Yirmiya ist dabei die Initiatorin und meine Mentorin.

Dieses Engagement ist mir jetzt deshalb wichtig, weil die israelische Gesellschaft noch lange unter einer posttraumatischen Belastungsstörung leiden wird. In diesem Kontext versuchen wir aus der Not heraus einen neuen Beruf zu etablieren. Da es an Therapierenden mangelt, möchten wir Menschen, die ihren ersten Abschluss in Psychologie oder Sozialarbeit gemacht haben, eine relativ kurze, aber intensive Ausbildung als Praktikerin beziehungsweise Praktiker für psychisches Wohlbefinden anbieten.

Dafür versuche ich jetzt, öffentliche Mittel aufzutreiben. Mit den Evaluationsmethoden von „Midot“ [s. o.] versuche ich, Organisationen zu unterstützen, die im Bereich der Traumatherapie nachweislich gute Arbeit leisten. Mit Finanzierungsmitteln möchte ich auch kleinen professionellen Organisationen die Chance geben, ihre Arbeit zu erweitern.

### **3. Persönliche Motivation und gesellschaftliche Ziele**

Ich schlafe seit 20 Jahren durchschnittlich viereinhalb Stunden pro Nacht. Ich engagiere mich auch am Wochenende. All das geht zu Lasten meiner Familie – allerdings nicht wirklich, denn ich bin davon überzeugt, dass meine gesellschaftliche Solidarität die beste Erziehung ist, die ich meinen Kindern bieten kann. Mit der Unterstützung meiner Frau versuche ich, ihnen ein Vorbild zu sein. Ich sehe Anzeichen dafür, dass es mir auch gelingt.

Auf der gesellschaftlichen Ebene wollte ich alles in meiner Macht Stehende tun, um den Mangel an staatlicher Hilfe auszugleichen, der insbesondere zu Beginn des Krieges herrschte. Ich möchte andere Menschen davon abhalten, Israel zu verlassen, weil ihr Leben so schwer ist.

In meinem zivilgesellschaftlichen Engagement habe ich vielleicht 70 Prozent meiner Ziele erreicht, doch ich werfe mir vor, nicht genug getan zu haben. Zum Beispiel hätte ich die Vernachlässigung des öffentlichen Sektors, darunter des unterbezahlten medizinischen Personals, stärker bekämpfen müssen. Diese Vernachlässigung war mir immer schon bewusst. Nach dem Trauma des Krieges wird aber besonders klar, wie wichtig Ärztinnen und Ärzte, Sozialarbeitende und Krankenpflegende sind. Daher werde ich mich in Zukunft neben meinem Engagement für die Traumatherapie verstärkt auf Lobbyarbeit zur Stärkung des öffentlichen Sektors konzentrieren.

### **4. Welche Ressourcen bringst du für das Engagement mit?**

Meine Frau ermöglicht mir nicht nur, mich so intensiv zu engagieren, sondern sie trägt meine Ideen voll mit. Obwohl sie selbst beruflich stark eingespannt ist, kümmert sie sich mehr als ich um den Haushalt und andere Dinge.

Mein breitgefächertes Netzwerk in Wirtschaft, Politik und Zivilgesellschaft ermöglicht mir eine bedeutende Einflussnahme auf viele Entwicklungen. Mein finanzieller Wohlstand ist ebenfalls eine wichtige Ressource, die ich stets einsetze.



## 5. Was hat dein Engagement dir persönlich gebracht?

Die Reaktionen meiner Eltern sind mir sehr wichtig. Es freut mich, dass sie stolz auf mich sind. Ich möchte ihnen das Gefühl vermitteln, dass ich das Richtige für das Land tue und der Gesellschaft helfe, sich von dem Trauma zu erholen.

Mein Engagement schafft in mir ein Gefühl der Zugehörigkeit zum jüdischen Kollektiv. Ich handle auch für das israelische Volk. Mein Engagement hat mir immer nur Zufriedenheit gebracht.

Meine Mission auf Erden erfülle ich, indem ich anderen helfe. Den größten Teil meines Vermögens werde ich an gemeinnützige Organisationen spenden. Die Gewissheit, das Leben – und sei es auch nur das eines einzigen Menschen – positiv zu beeinflussen, bringt mir eine ganze Menge. Ich kann mir nichts Aufregenderes vorstellen, es ist das Wichtigste, was man tun kann.

## 6. Was würdest du Menschen in Deutschland raten, die in ihrem eigenen Umfeld Initiative ergreifen möchten?

Die meisten Menschen haben entweder Geld, Zeit oder Wissen. Die besonders Glücklichen verfügen über alle drei Ressourcen, doch haben die meisten mindestens zwei davon. Diese sollte man in seinem eigenen Umfeld einsetzen, nachdem man seine gesellschaftlichen Ziele erkannt und definiert hat.

Helfen gibt nicht nur persönliche Genugtuung, sondern es erinnert uns daran, dass wir Teil eines Kollektivs sind. Mein eigenes Motto und meine Empfehlung an andere lautet: „Tue Gutes, du wirst es mit Zinsen zurückbekommen!“

„Tiere aus der Kriegszone zu retten ist das Authentischste, was ich je in meinem Leben getan habe“

## Shira Yashpe

Interviewt am 15.05.2024



Foto: privat

Geburtsjahr	1982
Geburtsort	Mewasseret Zion
Wohnort	Tel Aviv
Beruf	Tierärztin und Tierschutzexpertin
Zivilgesellschaftliches Engagement nach dem 7. Oktober	Rettung von Tieren aus der Kriegszone

## 1. Zur Person

Ich wurde 1982 in Israel geboren. Da mein Vater Dozent an amerikanischen Universitäten war, pendelte unsere Familie zwischen Israel und den Vereinigten Staaten. So bin ich halb in Boston und halb in Mewasseret Zion [bei Jerusalem] aufgewachsen. Inzwischen habe ich die meiste Zeit meines Lebens in Israel verbracht.

Ich habe die ▶ Erste und Zweite Intifada miterlebt. Damals explodierten Busse in den Straßen Jerusalems. Nach dem Abitur habe ich fast zwei Jahre meinen Wehrdienst geleistet. Ich führte psychotechnische Tests für Rekrutinnen und Rekruten durch, um sie in der jeweils geeignetsten Position in der Armee zu platzieren. Von 2002 bis 2005 studierte ich Biologie und anschließend Veterinärmedizin. 2010 nahm ich meine Arbeit als Tierärztin in Kliniken für Kleintiere auf.

Zu dieser Zeit setzte auch mein Interesse für die internationale Politik ein, insbesondere im Hinblick auf Umwelt und Tierschutz, zumal mich die Fauna Afrikas immer schon fasziniert hatte. Ein von Marc Bekoff herausgegebenes Buch, das den Zusammenhang zwischen Ethik und Tierschutz thematisierte, „Ignoring Nature No More – The Case for Compassionate Conservation“, inspirierte mich stark. Es konfrontierte mich mit der Frage, ob Wildtierschutz ausschließlich aus menschlicher Perspektive betrachtet werden soll. Dieser Ansatz respektiert Tiere nämlich nicht als fühlende Wesen. Dadurch legitimiert er die Trophäenjagd oder das Dezimieren von Tieren zwecks Eindämmung des Tierbestands. Das Buch erweckte in mir das Bedürfnis, einen Beitrag zu dem bisher unterentwickelten Schutz von Wildtieren zu leisten.

Nach meinem Studienabschluss 2010 praktizierte ich fast sechs Jahre als Tierärztin. Parallel dazu belegte ich Kurse an der Schule für internationale Beziehungen an der Hebräischen Universität in Jerusalem.

Ein Fulbright-Stipendium ermöglichte mir 2016 ein einjähriges Studium der internationalen Beziehungen mit Schwerpunkt Umweltpolitik. Ich studierte in New York, blieb anschließend noch ein Jahr dort und arbeitete im Bereich des Tierschutzes. Meine Arbeit konzentrierte sich auf die Bekämpfung des illegalen Handels mit Wildtieren. Für die Rettung dieser Tiere wird tierärztliche Hilfe benötigt.

2018 kehrte ich nach Israel zurück. Ich brauchte mehr als ein Jahr, um Arbeit auf dem Gebiet des Wildtierschutzes zu finden. Ich brauchte fast meine gesamten Ersparnisse auf, um meiner beruflichen Berufung zu folgen. Schließlich stellte mich der Cheetah Conservation Fund an. Der in Namibia angesiedelte,

international tätige Fonds ermöglichte mir Fernarbeit, doch ich reiste oft nach Afrika. Ich spezialisiere mich auf die Bekämpfung der Kriminalität gegen Wildtiere und auf internationale Umweltpolitik.

Was zivilgesellschaftliches Engagement betrifft, habe ich als Kind zwar an Demonstrationen teilgenommen, zum Beispiel nach der Ermordung des damaligen Premierministers Jitzchak Rabin 1995. Anschließend konzentrierte ich mich auf meine Ausbildung und Arbeit. Später kehrte ich jedoch zu zivilgesellschaftlicher Tätigkeit auf verschiedenen Gebieten zurück. Unter anderem engagierte ich mich für afrikanische Geflüchtete, die im Staat Israel Zuflucht gefunden hatten. Dabei arbeitete ich mit Amnesty International zusammen. Ich besuchte die Unterbringungseinrichtungen im Süden, die Israel für die illegal ins Land gekommenen Menschen aus Eritrea eingerichtet hatte. Ich half den Geflüchteten, bürokratische Hürden zu überwinden.

Danach engagierte ich mich in mehreren Pro-Bono-Projekten, um mehr Erfahrung zu sammeln und meinen beruflichen Lebenslauf aufzuwerten. 2019 durfte ich Israel bei einer Konferenz zum Washingtoner Artenschutzübereinkommen [Übereinkommen über den internationalen Handel mit gefährdeten Arten freilebender Tiere und Pflanzen – CITES] vertreten. CITES regelt den Handel mit geschützten Tier- und Pflanzenarten. Des Weiteren war ich ehrenamtlich als Tierärztin beim israelischen Tierschutzverein tätig.

## 2. Das zivilgesellschaftliche Engagement nach dem Massaker

Am 7. Oktober war ich in Tel Aviv. Früh am Morgen weckte mich meine Mutter, da wir aufgrund des Raketenalarms in den Luftschutzraum laufen mussten. Wir verstanden nicht, was passiert war. Doch im Laufe des Tages wurden die Ausmaße des Massakers immer klarer. Ich traf sofort die Entscheidung, dass ich nicht tatenlos bleiben konnte.

Ich dachte an verschiedene Möglichkeiten, Hilfe zu leisten. Letztendlich beschloss ich, das zu tun, was ich dank meiner Expertise als Tierärztin am besten konnte: mich um in Not geratene Tiere zu kümmern.

Am Abend des 7. Oktober erhielt ich einen Anruf von einem Bekannten. Er berichtete, dass zahlreiche eingezogene Reservistinnen und Reservisten Unterkunftsmöglichkeiten für ihre Hunde suchten. Auch hatten viele Menschen, die vor dem Terrorüberfall aus dem Süden geflüchtet waren, ihre Haustiere zurücklassen müssen.

Mein Bekannter versuchte, eine Gruppe von Freiwilligen zusammenzustellen, die diese Tiere bei sich aufnehmen würden. Also schloss ich mich dieser kleinen Gruppe an. Wir übernahmen Fälle, die wir im Internet gefunden hatten. In der Anfangsphase fokussierten wir uns auf die Tiere der Reservistinnen und Reservisten. Sobald wir ein Tier untergebracht hatten, nahmen wir per WhatsApp Kontakt zu den Besitzerinnen beziehungsweise Besitzern auf. Wir wollten sie von der Sorge um ihre Tiere befreien.

Dann kontaktierte uns ein Soldat aus dem von den Terroristen überfallenen Kibbuz Nachal Oz. Er hatte dort einen verletzten Hund gefunden. Ich nahm mich dieses Falles an. Dabei wurde mir bewusst, dass der Mann selbst verletzt war. Wir vereinbarten, dass ich ihn treffen und den Hund, den er aus dem Inferno geholt hatte, mitnehmen würde. Ich sorgte auch dafür, dass der Mann selbst nach Tel Aviv ins Krankenhaus gebracht wurde.

Der Hund war durch eine Granate verletzt worden und musste operiert werden. Danach nahm ihn die Freundin des Soldaten auf, der ihn gerettet hatte. Schon bald befand sich der Hund auf dem Weg der Besserung. Als wir aber versuchten, seine Besitzerin telefonisch zu kontaktieren, erhielten wir keine Antwort. Wir googelten den Namen auf dem Chip und verstanden, dass sie zu einer nach Gaza entführten Familien gehörte. Daraufhin kontaktierten wir ihre Angehörigen. Ich sagte ihnen: „Leider können wir der Familie nicht helfen, doch wir glauben, dass wir ihren Hund hier haben.“ Wir übergaben den Hund dem Bruder der Frau, die mit ihren zwei Töchtern entführt worden war. Bis heute bin ich mit den Angehörigen der Geiseln in Kontakt.

Das war kein Einzelfall. Die Organisation „Brothers and Sisters for Israel“ hatte sich der Tiere im Kriegsgebiet schon angenommen. Ich beschloss, in den Süden zu fahren und mir selbst ein Bild vor Ort zu machen. Vor der Abreise am 8. Oktober schrieb ich meiner Vorgesetzten, dass ich in die Kriegszone fahren würde, um herauszufinden, wie ich helfen könnte. Ich informierte sie, dass ich mir dafür einen Monat freinehmen müsse, da ich die Doppelbelastung zeitlich nicht stemmen könne. Als ich verstand, dass zahlreiche Tiere in großer Not waren, versuchte ich, alle Hilfskräfte zu koordinieren. Dabei wandte ich mich auch an staatliche und kommunale Behörden, aber diese trugen kaum zur Hilfsaktion bei.

Am 10. Oktober eröffnete ich mit anderen Freiwilligen in einem Kibbuz eine von mir geleitete Notzentrale für Tiere, in der ich auch Operationen durchführen konnte. Die Zentrale wurde später als „Dogs and Heroes“ bekannt. Man muss sich vor Augen führen, dass sich zu diesem Zeitpunkt

palästinensische Terroristen noch im westlichen > Negev aufhielten und eine Gefahr darstellten. Ich befasste mich mit allen logistischen Fragen, wie zum Beispiel der Beschaffung von Futter, Medikamenten, Käfigen und vielem mehr. Andere Freiwillige registrierten die gefundenen Tiere, stellten sicher, dass wir sie nicht aus den Augen verloren und suchten nach temporärer Unterbringung für sie, sei es in Tierpensionen, sei es bei Familien. Da wir uns in einem militärischen Sperrgebiet befanden, mussten wir unsere Aktivitäten mit Polizei und Armee koordinieren.

Allerdings gehörten Tiere nicht zu den Prioritäten der Behörden. Für sie standen die Menschen an erster Stelle, dann die Landwirtschaft. Ich wandte mich an Ministerien und drang auch zu ranghohen Dienststellen durch. Die Behörden wiesen mich aber an, landwirtschaftliche Pflanzen zu retten. Ich sagte zu meinem Team: „Schnappt euch auf dem Weg zu den Tieren auch eine Pflanze.“ Ich hätte alles getan, um die bedrohten Tiere aus dem Inferno rauszuholen.



Die von Shira Yashpe ins Leben gerufene Notzentrale für Tiere. Foto: privat

Anfangs suchten wir vor allem nach Hunden und Katzen, doch wir retteten auch exotische Tiere wie Eidechsen, Vogelspinnen und Schlangen. Es mussten auch Wildtiere aus kleinen Zoos gerettet werden. Ich verschaffte mir auch einen Überblick über die Lage der Kühe und des Geflügels in der Kriegszone. Die Behörden erlaubten uns nicht, die Kuhställe zu räumen, damit der Feind das nicht als Kapitulation empfand. Stattdessen beschützten Soldatinnen und Soldaten die Landwirtinnen und Landwirte beim Melken der Kühe.

In zwei Kibbuzim hatten die Terroristen große Truthahnfarmen geöffnet. So irrten rund 40 000 Truthähne in der Gegend herum, von denen wir einige hundert retten konnten. Das war keine leichte Aufgabe. Eigentlich taten wir etwas Verbotenes, denn das Landwirtschaftsministerium hat wegen des Schutzes vor Tierkrankheiten strenge Regeln für den Transport von Geflügel erlassen. Uns war das aber egal, wir wollten die Vögel einfach nur retten.

Wie gesagt, wir waren nicht die einzigen vor Ort, daher mussten die Einsätze mit anderen Helfenden koordiniert werden. Wir deckten vor allem den Norden der Grenzzone zu Gaza ab. Drei Wochen später koordinierte ich auch die Arbeit der beiden anderen Rettungsprojekte, die sich auf den Osten und den Süden konzentrierten. Somit leitete ich den Tierrettungseinsatz für den ganzen westlichen Negev. Das ermöglichte einer anderen Tierärztin aus einem der überfallenen Kibbuzim, mit ihrer Familie ins Landeszentrum evakuiert zu werden, sie war am Ende ihrer Kräfte. Es brauchte Zeit, bis ich meine Autorität durchsetzen konnte, doch letztendlich wandte sich sogar die Armee an uns.

In den ersten drei Wochen haben wir zwischen 900 und 1 000 Tiere gerettet. Die Herausforderung war, zu vermeiden, dass alle demselben Aufruf folgten und dasselbe Tier bargen, während andere Notrufe unbeantwortet blieben. Die Armee riet uns zu diesem Zeitpunkt zu großer Vorsicht. Da Terroristen sich immer noch in dem Gebiet aufhielten, begab man sich bei mit dem Militär nicht abgestimmten Aktionen in die Gefahr, von der Armee für Terroristen gehalten und erschossen zu werden. Deshalb achtete ich strikt auf enge Koordination, um unnötige Gefahren abzuwenden. Das Verhalten in einer Kampfzone musste das Team erst lernen. Dabei half uns die Organisation „Brothers and Sisters for Israel“ sehr. Ihre Freiwilligen hatten schon Einsätze hinter sich und verfügen über einen militärischen Hintergrund. In den ersten Tagen eskortieren sie uns meistens. Sie gaben uns professionelle Sicherheitsbriefings und versorgten uns mit Satellitenbildern der Kibbuzim. Sie brachten mir mit unendlicher Geduld bei, wie man eine Rettungsaktion unter Beschuss durchführt.

Die Hilfsaktionen erfolgten in Kleingruppen. Jeder beziehungsweise jede konzentrierte sich auf eine bestimmte Aufgabe: Fahren, Einhaltung der Sicherheitsregeln und Rettung der Tiere. Darüber hinaus galt es, unbedingt zu verhindern, dass die Rettenden sich zu sehr dem Gazastreifen näherten. In dieser Zeit schlief ich sehr wenig, durchschnittlich zwei bis drei Stunden pro Nacht.

Ich initiierte den Aufbau einer Datenbank. Dutzende von Freiwilligen durchforsteten das Internet, um die Besitzerinnen und Besitzer mit ihren Tieren wieder zusammenzuführen. Danach verlegten wir unsere Arbeit nach Tel Aviv, wo uns ein Raum zur Verfügung gestellt wurde. Von dort aus setzten wir unsere Rettungsaktionen fort. In dieser Zeit wandte ich mich sogar an eine Gruppe, die mithilfe Künstlicher Intelligenz verfügbare Fotos von Tierbesitzerinnen und Tierbesitzern mit Videos der Hamas verglich, um Entführte ausfindig zu machen. Dennoch konnten wir viele Tierbesitzerinnen und -besitzer nicht ausfindig machen. Im Dezember haben wir unsere Zentrale geschlossen.

In den letzten Monaten bin ich auf Hunde gestoßen, die aus dem Gazastreifen nach Israel geflüchtet sind. Die israelischen Behörden haben schon 500 von ihnen getötet, weil sie die Tiere für gefährlich halten. Es gibt mindestens genauso viele, die noch am Leben sind. Sie sind verängstigt und haben sich zu Rudeln zusammengeschlossen, um zu jagen. Vor allem fürchten sie sich vor Menschen. 27 konnte ich bislang bergen, sie stehen jetzt zur Adoption frei.

Um diese Tiere zu retten, habe ich den Verein „Paw Aid“ ins Leben gerufen. Bald werde ich eine Spendenkampagne starten. Dieses Projekt führe ich mit einem guten Freund durch. Alle anderen Freiwilligen, die bei der Tierrettung halfen, sind in ihren Alltag zurückgekehrt.

### **3. Persönliche Motivation und gesellschaftliche Ziele**

Das Massaker und der Kriegsausbruch haben mein Wertesystem auf die Probe gestellt. Ich wollte helfen, um mein Handeln mit meinen Werten in Einklang zu bringen. An dem Morgen, als ich in den Süden losfuhr, überlegte ich mir, wie ich mich anziehen sollte für den Fall, dass ich um mein Leben rennen müsste oder Terroristen versuchen sollten, mich zu vergewaltigen. Ich wusste nicht, worauf ich mich einlasse, doch mir war klar, dass ich nur in der Kriegszone helfen konnte. Ich zog einfach los und hoffte auf das Beste. Mir war klar, dass dieses Engagement unerlässlich war, um mit mir selbst im Reinen zu sein. Ich wollte mich nicht von der Angst beherrschen lassen.



Ich glaube nicht, dass ich noch einmal erleben werde, was ich in diesen Wochen erlebt habe. Der Anblick hunderter Israelinnen und Israelis, die zwischen der Kriegszone und dem Landeszentrum pendelten, um zu helfen, war unglaublich. Sie taten es nicht für ihren persönlichen Ruhm, sondern ausschließlich aus Solidarität. Ihre Kreativität, Furchtlosigkeit und Effizienz beeindruckten mich. Dieser Gruppe wollte ich angehören. Ich trauerte, als sie wieder ihre eigenen Wege gingen. Mittels Meditation lernte ich, mit dieser Trennungserfahrung umzugehen.

#### 4. Welche Ressourcen bringst du für das Engagement mit?

In gewisser Weise hat alles, was ich bis dahin gelernt hatte, dazu geführt, dass ich in dieser extremen Notsituation helfen konnte. Dazu gehören meine Ausbildung als Tierärztin, meine Erfahrung als Naturschützerin und meine Erfahrung im Umgang mit Behörden.

Mein Netzwerk war eine wichtige Ressource. Meine früheren Professorinnen und Professoren haben einflussreiche Positionen inne, von ranghohen Beamtinnen und Beamten im Landwirtschafts- und Umweltministerium bis hin zu Tierärzten im öffentlichen Dienst. Da ich sie kannte, beantworteten sie meine Anrufe sofort. Durch sie erhielt ich auch Informationen über Pläne der Behörden.

Meine Therapeutin unterstützte mich in dieser Zeit auch stark. Bevor ich in die Kriegszone fuhr, rief ich sie an und sagte: „Ich habe Angst.“ Wir sprachen über meine Werte und darüber, wer ich als Mensch bin, und sie schickte mir Rudolf Steiners „Verse für eine unsichere Welt“, die ich lesen sollte, wenn ich schwanken würde. Es beruhigte mich, dass sie ebenfalls auf dem Weg in den Süden war, um zu helfen.

Auf Meditation habe ich immer wieder zurückgegriffen und tue es bis heute. Auch meine eigene Lebensgeschichte, die mit vielen Komplikationen verbunden war, hat mich auf diese Herausforderung vorbereitet.

Es war auch ein Glück, dass ich gut unter Druck arbeite. Trotz massiven Schlafentzugs konnte ich mich auf meine Aufgaben konzentrieren.

Darüber hinaus bin ich ein Mensch, der jedes Detail beachtet. Mein Perfektionismus kann oft hinderlich sein, doch dieses Mal half er mir. Gleichzeitig brauchte ich die Fähigkeit, loszulassen. Es war eine Herausforderung, hier ein Gleichgewicht zu finden.

## 5. Was hat dein Engagement dir persönlich gebracht?

Mein Engagement hat mich wieder mit meiner israelischen Identität verbunden. Das ist nicht selbstverständlich, denn lange Jahre war Israel nicht mein einziger Lebensmittelpunkt. Darüber hinaus habe ich eine sehr kritische Einstellung der israelischen Politik gegenüber. Doch die Tatsache, dass ich diese Rettungsaktion in Israel und auf Hebräisch auf die Beine gestellt habe, hat mir das Gefühl gegeben, am richtigen Ort zu sein.

Das Projekt hat mir viel Selbstvertrauen gegeben. Es gehörte immer zu meinem Selbstbild, dass ich in einer Notsituation helfen würde, auch wenn es mit Risiken verbunden wäre. Doch man weiß es nicht, bevor man es weiß. Nach dem 7. Oktober habe ich mir selbst trotz aller Ängste bewiesen, dass ich es geschafft habe. Es war die richtige Entscheidung, meine Expertise dort zu nutzen, wo sie am meisten gebraucht wurde. Heute bin ich aber auch froh, nicht mehr im Überlebensmodus zu verharren, sondern ins normale Leben zurückgekehrt zu sein. Viele andere in Israel können das nicht.

## 6. Was würdest du Menschen in Deutschland raten, die in ihrem eigenen Umfeld Initiative ergreifen möchten?

Das ist die schwierigste Frage, die du mir gestellt hast. Es ist meine feste Überzeugung, dass man es nicht bereuen wird, wenn man seinen Prinzipien und Werten gemäß handelt. Das bringt nicht nur persönliche, soziale und intellektuelle Vorteile, sondern es erdet uns auch. Einer meiner Mentoren schärfte mir ein: „Wenn du etwas bewirken willst, beginne klein und nah an der Basis.“ Er hatte Recht. Das ist die wichtigste Lektion, die ich aus meinem Engagement nach dem Massaker gelernt habe. Man muss sich vor Ort umsehen, mit den Menschen sprechen und kann erst dann planen.

Manchmal habe ich ein schlechtes Gewissen, dass ich mich auf Tiere und nicht auf Menschen konzentriert habe. Dann sah ich aber, wie glücklich viele Familien über die Wiedervereinigung mit ihren Haustieren waren. Das gab ihnen und auch mir etwas Hoffnung. Auch Tiere sind fühlende Wesen.

Letztendlich erreicht man am meisten, wenn man seine eigenen Stärken nutzt. Meine liegt nun einmal im Tierschutz. Kein Anliegen sollte unterbewertet werden. Jede und jeder sollte sich auf seine Herzensanliegen konzentrieren. Tiere aus der Kriegszone zu retten ist das Authentischste, was ich je in meinem Leben getan habe.



# Glossar

## Beduininnen und Beduinen

Beduininnen und Beduinen sind nomadische Wüstenbewohnerinnen beziehungsweise -bewohner in Nahost und Nordafrika. Heute sind sie zum Teil sesshaft. Die große Mehrheit der israelischen Beduininnen und Beduinen lebt im Negev (s. u.), kleinere Gruppen sind im Norden des Landes zu Hause.

## Erste und Zweite Intifada

Perioden gegen israelische Ziele gerichteter gewalttätiger palästinensischer Ausschreitungen, Terroranschläge und militärischer Gegenmaßnahmen Israels. Die Erste Intifada brach 1987 aus und endete im September 1993 mit der Unterzeichnung des Interimsabkommens zwischen Israel und der PLO (Organisation für die Befreiung Palästinas, s. u.). Auf palästinensischer Seite wird die Intifada als eine Volkserhebung, in Israel dagegen als eine Terrorwelle aufgefasst.

Die Zweite Intifada brach im September 2000 nach dem Scheitern einer entscheidenden Runde israelisch-palästinensischer Friedensverhandlungen aus. Sie dauerte bis 2005 und forderte auf beiden Seiten viel höhere Verluste als die erste.

## „Ha-Schomer Ha-Tzair“

„Ha-Schomer Ha-Tzair“ („Der junge Wächter“) ist eine 1913 gegründete, zionistisch-sozialistische Jugendbewegung. Heute ist „Ha-Schomer Ha-Tzair“ vor allem in Israel mit starker Betonung des sozialen Engagements tätig.

## Hisbollah

Die Hisbollah (arabisch für „Partei Gottes“) ist eine 1982 gegründete libanesische islamistisch-schiitische Organisation, die in vielen Ländern als terroristisch eingestuft wird. Die Hisbollah ist mit dem Iran verbündet und kämpft gegen Israel.

## Holocaust

Der Holocaust war die systematische antijüdische Verfolgung und Ermordung von sechs Millionen Jüdinnen und Juden durch das nationalsozialistische Deutschland. Häufig wird der Holocaust auch im Deutschen mit dem hebräischen Begriff „Schoah“ (Katastrophe) bezeichnet. In der NS-Terminologie wurde er zynisch „die Endlösung der Judenfrage“ genannt.

### Jad Mordechaj

Jad Mordechaj ist der Name eines Kibbuz und der dort tätigen Holocaust-Gedenkstätte. Der Kibbuz wurde nach dem Kommandeur des Aufstands im Warschauer Ghetto (1943), Mordechaj Anielewicz, benannt.

### Jeschiwa (Plural: Jeschiwot)

Eine Jeschiwa ist jüdisch-religiöse Lehranstalt für das Studium des Judentums.

### Jewish Agency

Die Jewish Agency, mit vollem Namen Jewish Agency for Israel, ist eine offizielle Organisation, die sich aus Vertreterinnen und Vertretern Israels und der jüdischen Gemeinschaften in anderen Ländern zusammensetzt. Sie hilft Einwanderungsberechtigten bei der Immigration und unterstützt jüdische Gemeinden in zahlreichen Ländern, unter anderem das jüdische Bildungswesen und die Jugendarbeit.

### Jom-Kippur-Krieg

Der Jom-Kippur-Krieg wurde im Oktober 1973 durch einen ägyptisch-syrischen Angriff auf Israel ausgelöst. Nach anfänglichen Rückschlägen konnte Israel die angreifenden Armeen zurückschlagen.

### Justizreform

Als Justizreform bezeichnete die Regierung Benjamin Netanjahus ein gesetzgeberisches Programm zur Schwächung der Judikative unter weitgehender Abschaffung der rechtsstaatlichen Gewaltenteilung und gleichzeitiger Konzentration administrativer und legislativer Macht in den Händen der Regierung und des in Israel stets von der Regierung kontrollierten Parlaments.

### Libanonkrieg

Der Libanonkrieg (später der erste Libanonkrieg genannt, nachdem es 2006 zu einem zweiten – viel kürzeren – gekommen war) begann im Juni 1982 mit einem israelischen Einmarsch in den Libanon. Israels erklärtes Ziel war es, die Präsenz der PLO (s. u.) im Südlibanon und deren Angriffe auf Nordisrael zu beenden. Im Ergebnis wurde die PLO-Führung gezwungen, ihren Sitz aus Beirut nach Tunis (Tunesien) zu verlegen. Allerdings hielten die Kämpfe gegen libanesischen Kräfte an. 1985 etablierte Israel eine Sicherheitszone im Südlibanon, aus der es sich erst 2000 zurückzog.

### March of the Living

Der March of the Living (Marsch der Lebenden) ist eine jährliche Gedenkveranstaltung, bei der Gruppen von Jüdinnen und Juden aus der ganzen Welt, angeführt von Holocaust-Überlebenden, die Strecke vom ehemaligen Konzentrationslager Auschwitz zum ehemaligen Vernichtungslager Birkenau zu Fuß zurücklegen.

### Mitzwa (Plural: Mitzwot)

Eine Mitzwa ist ein Gebot oder Verbot in der Tora (s.u.). In der Umgangssprache wird das Wort auch für „eine gute Tat“ verwendet.

### Negev

Der Negev ist eine Wüstenregion, die den Süden Israels bedeckt. Der äußerste Nordwesten des Negev grenzt an den Gazastreifen.

### „Peace Now“

„Peace Now“ ist eine israelische Nichtregierungsorganisation, die sich für eine Friedenslösung des israelisch-palästinensischen Konflikts und die Gründung eines palästinensischen Staates an der Seite Israels einsetzt.

### PLO

Die PLO (Palestine Liberation Organization – Organisation für die Befreiung Palästinas) ist eine 1964 mit dem Ziel der Vernichtung Israels gegründete palästinensische Organisation, die zahlreiche Terrorakte verübte. 1993 leiteten Israels Regierung und die PLO einen Friedensprozess ein, der allerdings keine Friedenslösung herbeizuführen vermochte.

### Sabra und Schatila

Sabra und Schatila sind die Namen palästinensischer Flüchtlingslager im Süden der libanesischen Hauptstadt Beirut. Im September 1982 verübten libanesisch-christliche Milizionäre (Phalangisten) ein Massaker an einer großen Zahl von Lagerbewohnerinnen und -bewohnern. Da die Lager zu diesem Zeitpunkt von der israelischen Armee umstellt waren, sah Israel sich dem Vorwurf gegenüber, das Massaker nicht verhindert zu haben.

### Schabbat

Nach dem biblischen Schöpfungsbericht ist der Schabbat der siebte Tag der Woche, an dem Gott nach der Erschaffung der Welt ruhte. Im Judentum ist der Schabbat der wöchentliche Ruhetag, an dem laut dem jüdischen Religionsgesetz zahlreiche Tätigkeiten wie Autofahren oder das Ein- und Ausschalten von Elektrizität verboten sind. Die Schabbat-Regeln werden von orthodoxen Jüdinnen und Juden umfassend eingehalten.

### Tora

Die Tora (Fünferbuch Mose) ist der erste Teil der hebräischen Bibel. Nach jüdischer Überlieferung erhielt Moses sie am Berg Sinai von Gott. Die Tora enthält 613 Gebote und Verbote (Mitzwot, s. o.).

### Transsylvanien

Transsylvanien (auf Deutsch auch als Siebenbürgen bekannt) ist eine Region, die heute zu Rumänien gehört und in der eine bedeutende ungarische/ungarischsprachige Minderheit lebt.

### Unruhen von 2021

Im Mai 2021 kam es zu israelisch-palästinensischen Spannungen und einem militärischen Konflikt zwischen Israel und der Hamas. In Israel wurde dieser Konflikt von gewalttätigen Vorfällen zwischen israelischen Sicherheitskräften und Angehörigen der arabischen Bevölkerungsgruppe sowie Zusammenstößen zwischen Angehörigen der jüdischen und der arabischen Bevölkerung Israels begleitet. Diese Vorfälle werden als „Unruhen von 2021“ bezeichnet.

# Weiterführende Literatur

## Artikel

Michal Almog-Bar / Ronit Bar / Ron Barkai / Hila Marmus, „Civil Society Engagement in Israel During the Iron Swords War“, in: The Hebrew University of Jerusalem, 2. November 2023, <https://en.huji.ac.il/news/civil-society-engagement-israel-during-iron-swords-war>.

Lipaz Avigal, „This is our tribe': In a makeshift tent, survivors of the Nova Music Festival massacre strive for healing“, in: Forward, 29. Dezember 2023, <https://forward.com/news/574794/nova-music-festival-survivors-oct-7-israel/>.

Moran Bar, „2023 Hanukkah Spotlight: Moran Bar, Director of Kibbutzim Department of HH Israel“, in: Blog des Camp Shomria, 9. Dezember 2023, <https://campshomria.com/blogs/news/2023-hanukkah-spotlight-moran-bar-hanhaga-leader-of-hashomer-hatzair-israel>.

David Grossman, „Israel Is Falling Into an Abyss“, in: The New York Times, 1. März 2024, <https://www.nytimes.com/2024/03/01/opinion/israel-gaza-palestinians-hostages.html>. In deutscher Übersetzung erschienen unter dem Titel „Noch immer stürzen wir in den Abgrund“ in: Gisela Dachs (Hrsg.), „7. Oktober: Stimmen aus Israel“, Berlin, 2024.

Helping Hands Coalition, „Aid for Iron Swords War Evacuees from the South“, 18.01.2024, <https://hhcoalition.info/2024/01/18/aid-for-iron-swords-war-evacuees-from-the-south/>.

Michal Korach / Shira Nachmani, „Civil Society in a State of Emergency: A Snapshot of Major Jerusalem Initiatives“, in: Jerusalem Institute for Policy Research, 5. Dezember 2023, <https://jerusalemstitute.org.il/en/content/civil-society-iron-swords/>.

The Times of Israel Staff, „Freed hostage Yarden Roman-Gat says fear of rape in captivity is 'never off your mind'“, in: The Times of Israel, 17. Dezember 2023, [https://www.timesofisrael.com/liveblog\\_entry/freed-hostage-yarden-roman-gat-says-fear-of-rape-in-captivity-is-never-off-your-mind/](https://www.timesofisrael.com/liveblog_entry/freed-hostage-yarden-roman-gat-says-fear-of-rape-in-captivity-is-never-off-your-mind/).

The Times of Israel Staff, „RELEASED: Yarden Roman-Gat, handed daughter to husband who escaped“, in: The Times of Israel, 29. November 2023, <https://www.timesofisrael.com/unaccounted-for-yarden-roman-gat-handed-daughter-to-husband-and-hid/>.

Gaby Wine, „Mother who saved daughter from Hamas terrorists inspires new grassroots movement“, in: The Jewish Chronicle, 22. November 2023, <https://www.thejc.com/news/community/mother-who-saved-daughter-from-hamas-terrorists-inspires-new-grassroots-movement-l4xgjiu>.



## Bücher

Gisela Dachs (Hrsg.), „7. Oktober: Stimmen aus Israel“. Berlin, 2024 [erscheint in Kürze].

Anita Haviv-Horiner, „In Europa nichts Neues? Israelische Blicke auf Antisemitismus heute“, Bundeszentrale für politische Bildung (Schriftenreihe Band 10775). Bonn, 2022.

## Links

Laura Benning / Luisa Gerber / Holger Krimmer / Peter Schubert / Birthe Tahmaz, „Zivilgesellschaftliches Engagement im Jahr 2031“, 2022, <https://www.ziviz.de/medien/zivilgesellschaftliches-engagement-im-jahr-2031>.

Monika Schwarz-Friesel, „Warum die schwarze Antwort des Hasses auf dein Dasein, Israel' (Nelly Sachs, 1961). Eruptionen der alten Judenfeindschaft und die Israelisierung des Antisemitismus.“ Vortrag anlässlich der Gedenkveranstaltung gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus im österreichischen Parlament, 3. Mai 2024, <https://www.youtube.com/watch?v=DIWL7pWuEHA>

Rainer Sprengel, „Zivilgesellschaft: Engagement, das zusammenhält“, Heinrich-Böll-Stiftung, 2022, <https://www.boell.de/de/2022/03/02/zivilgesellschaft-engagement-das-zusammenhaelt>.

## Protagonistinnen und Protagonisten

Dana Arieli, Initiatorin des Projekts „Album Darom – Israeli Photographers in Tribute to Western Negev Citizens“ (<https://www.facebook.com/dana.arieli>)

Moran Bar, „Ha-Schomer Ha-Tzair“ (<https://www.jewishvirtuallibrary.org/hashomer-hatzair>, Homepage auf Hebräisch: [hashomer-hatzair.org](http://hashomer-hatzair.org))

Nabila Espanioly, „Al-Tufula“ Center (<https://www.altufula.org/en/home>)

Dita Kohl-Roman, Publizistin beim Magazin „ERETZ“ (<https://www.facebook.com/EretzMagazine/>) und Director of Resource Development bei „Shomrim“ (<https://www.shomrim.news/english-back/about-eng>)

Sasha Mizheritsky, „Tzedek Centers“ (<https://merkazim.org/en/>)

Nir Peretz, „Field Kitchen“ / „Mitbach Sadeh“ (<https://mitbachsade.co.il/>)

## bpb-Literatur und Mediathek

Mareike Alscher / Eckhard Priller / Luise Burkhardt, „Zivilgesellschaftliches Engagement“, in Destatis, WZB, BiB (Hrsg), Datenreport 2021: Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland, 2021, <https://www.bpb.de/kurz-knapp/zahlen-und-fakten/datenreport-2021/politische-und-gesellschaftliche-partizipation/330245/zivilgesellschaftliches-engagement/>.

Holger Backhaus-Maul / Rudolf Speth, „Bürgerschaftliches Engagement und zivilgesellschaftliche Organisationen in Deutschland“, 16.11.2020, <https://www.bpb.de/themen/deutsche-einheit/lange-wege-der-deutschen-einheit/47178/buergerschaftliches-engagement-und-zivilgesellschaftliche-organisationen-in-deutschland/>.

Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.), „Israel“. Aus Politik und Zeitgeschichte 73, 18-19/2023, <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/israel-2023/>.

Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.), „Nahe Osten“. Aus Politik und Zeitgeschichte 74, 12/2024, <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/nahe-osten-2024/>.

Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.), „Ungewöhnlich ist hier ganz normal: Stimmenvielfalt aus Israel“, Videoreihe, 2020, <https://www.bpb.de/mediathek/reihen/stimmenvielfalt-aus-israel/>.

Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.), „Fit für Israel – Themen. Begegnung. Widersprüche“, Dossier, 2021, <https://www.bpb.de/veranstaltungen/reihen/studienreise/333069/fit-fuer-israel-themen-begegnung-widersprueche/>.

Meron Mendel, „In der Kampfzone. Rassismus, Antisemitismus und das Ringen um Deutungshoheit“, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 73, 43-45/2023: S. 36-41, <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/diskurskultur-2023/541850/in-der-kampfzone/>.

Ofer Waldmann, „Wer ist denn ‚Wir‘? Herausforderungen für die israelische Zivilgesellschaft“, Podcast, hrsg. von der Bundeszentrale für politische Bildung, 2021, <https://www.bpb.de/mediathek/audio/333068/wer-ist-denn-wir-herausforderungen-fuer-die-israelische-zivilgesellschaft/>.



# Solidarität heißt Handeln

Am 7. Oktober 2023 verübten palästinensische Terroristen das größte Massaker in der Geschichte des Staates Israel. Auf die dadurch verursachte extreme Ausnahmesituation reagierte die israelische Zivilgesellschaft mit einem weltweit einzigartigen Engagement und sofortiger Hilfsbereitschaft. Anita Haviv-Horiner führte Interviews mit 17 Israelinnen und Israelis aus allen Gruppen der Gesellschaft. Darin stellen sie unterschiedliche Hilfsprojekte vor, deren Spannweite von Therapie und Kultur über das Engagement in sozialen Medien bis hin zu Hilfe im Alltag, innovativen Formen des Gedenkens und Tierrettungsaktionen reicht. Die Initiativen wurden nicht zuletzt mit Blick auf die Frage ausgewählt, inwieweit die dabei gesammelten Erfahrungen auf ähnliche Projekte in der deutschen Gesellschaft übertragbar sein könnten. Ein Beitrag von Wladimir Struminski ergänzt die Gespräche und ordnet die Geschehnisse in politischer und gesellschaftlicher Hinsicht ein.